



# Gedenkstätten Bundbrief

- 3 GedenkstättenRundbrief – in eigener Sache  
*Thomas Lutz*
- 5 Die beiden »Wehrmachtsausstellungen« –  
Konzeptionen und Reaktionen  
*Peter Klein*
- 13 Historisch-politische Bildungsarbeit an Täterorten und  
in Gedenkstätten – Unterschiede und Gemeinsamkeiten  
*Wolf Kaiser*
- 25 Interessengemeinschaft niedersächsischer Gedenkstätten und  
Initiativen zur Erinnerung an die NS-Verbrechen  
*Andreas Ehresmann*
- 31 »Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager«  
Ein interdisziplinäres Forum für junge Wissenschaftlerinnen und  
Wissenschaftler  
*Christiane Heß und Karsten Wilke*
- 44 »... und was machen wir jetzt mit dem Lager?«  
Möglichkeiten der Arbeit und des Engagements an Gedenkstätten.  
Tagung zum 20-jährigen Bestehen des Vereins Dokumentations-  
und Gedenkstätte Sandbostel  
*Andrea Genest*
- 46 Denkmal der Erinnerungsarbeit  
Helmuth Bauers Buch über die Frauen aus Ravensbrück  
im Sachsenhausener KZ-Außenlager Daimler-Benz Genshagen  
bei Berlin  
*Silvester Lechner*
- 51 Veranstaltungshinweise
- 54 57. Bundesweites Gedenkstättenseminar  
14.–16. Juni 2012 in Berlin  
»Don't forget and don't repeat«.  
Der Gegenwartsbezug in der Bildungsarbeit an Gedenkstätten  
Programm und Anmeldeformular
- 60 Literaturhinweise

# GedenkstättenRundbrief – in eigener Sache

Thomas Lutz

Liebe Leserinnen und Leser des GedenkstättenRundbriefs,

der GedenkstättenRundbrief erscheint mittlerweile im 29. Jahr. Die Gründungsidee ist gleich geblieben. Der Rundbrief soll ein Sprachorgan für die Gedenkstätten sein – mit Schwerpunkt auf NS-Opfer und Deutschland. Die Gedenkstätten/-Initiativen haben die Möglichkeit, sich selbst zu präsentieren. Daneben hat der GedenkstättenRundbrief die Aufgabe, neue Entwicklungen darzustellen und Debatten anzuregen. Ein Serviceteil mit Hinweisen auf Veranstaltungen und neue Literatur, gerade hinsichtlich des grauen Marktes im Bereich der NS-Aufarbeitung, wird ebenfalls geboten.

Als der GedenkstättenRundbrief 1983 aus der Taufe gehoben wurde, wurde zwischen den Adressaten (Gedenkstätten/-Initiativen) und der Redaktion (Gedenkstättenreferat – damals Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.) ein zweimonatiger Erscheinungstermin vereinbart. Durch die relativ häufige Erscheinungsweise sollte vor allem die Möglichkeit gewährleistet sein, aktuelle Mitteilungen rasch zu verbreiten und sich zeitnah in gegenwärtige Diskurse einmischen zu können. Zu dieser Zeit wurde der Rundbrief noch zusammengeklebt und auf einer gewölbten Kopierscheibe ein paar Dutzend Mal kopiert. Andere Medien des schnellen Informationsaustauschs, angefangen von Fax über Email bis zu den modernen Online-Anwendungen waren noch nicht erhältlich.

Der Rundbrief hat sich mit der Zeit zur Fachzeitschrift entwickelt, deren regelmäßiger Umfang 48 Seiten beträgt. Die Printauflage liegt bei knapp 1000 Exemplaren. Die Artikel sind zudem online im GedenkstättenForum abrufbar. Gerade die seit dem Jahr 2000 bestehenden Informationsmöglichkeiten über das GedenkstättenForum haben es ermöglicht, Nachrichten in wesentlich kürzerer Zeit zugänglich zu machen. Damit ist vor allem die ursprüngliche Funktion des schnellen Informationsaustauschs für ein breites Gedenkstättenpublikum durch ein Printmedium in den Hintergrund getreten. Die Anregung von Debatten, der Austausch über neue Entwicklungen und die kontextualisierte Selbstdarstellung von Gedenkstätten im GedenkstättenRundbrief haben dagegen nach wie vor eine große Bedeutung. Dies zeigen sehr unterschiedliche Rückmeldungen, von Kommentaren der Leserschaft bis hin zu häufiger Nennung des Rundbriefs als Quelle in Dissertationen.

Die Anforderungen an das Gedenkstättenreferat der Stiftung Topographie des Terrors sind seit der Eröffnung des Neubaus erheblich gewachsen. Nicht nur 800 000 Besucher von Ausstellung und Gelände waren alleine im letzten Jahr zu verzeichnen. Auch die Netzwerkfähigkeit hat durch die gewachsene Bekanntheit der Institution zugenommen, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch international. Da die finanzielle Förderung und Personalentwicklung nicht mit den Möglichkeiten – und Notwendigkeiten – der Arbeit Schritt gehalten haben, ist es nötig, in allen Bereichen nach Optimierung der Ressourcen zu suchen.

Diese Entwicklung hat auch Auswirkungen auf den GedenkstättenRundbrief: Er soll in Zukunft nicht mehr alle zwei, sondern alle drei Monate erscheinen. Hierdurch können der Arbeitsaufwand und die Kosten wesentlich verringert werden – zudem ohne Qualitätsverlust. Der Rundbrief, der bisher in der Regel auf 48 Seiten pro Ausgabe

ausgelegt war, kann in Zukunft bei inhaltlichem Bedarf durchaus bis zu 64 Textseiten umfassen.

Ich hoffe sehr, dass Sie als Leserin und Leser dem GedenkstättenRundbrief trotz des um einen Monat verlängerten Erscheinungsintervalls weiterhin gewogen bleiben. Nicht nur die Rezeption der Beiträge, sondern vor allem das Angebot, den Rundbrief als Organ der Gedenkstätten zu nutzen und eigene Beiträge für ein breites und interessiertes Fachpublikum beizusteuern, ist eine wichtige Grundlage für die Qualität und Lebendigkeit der in den Heften veröffentlichten Informationen und Diskurse.

Mit herzlichen Grüßen  
Thomas Lutz



Foto:  
Kurt Blank-Markard

**Dr. Thomas Lutz**, Gedenkstättenreferat der Stiftung Topographie des Terrors, ist seit 1984 Redakteur des GedenkstättenRundbriefs.

# Die beiden »Wehrmachtsausstellungen« – Konzeptionen und Reaktionen

*Peter Klein*

In den Jahren 1995 bis 2004 reisten zwei Wanderausstellungen durch die Bundesrepublik Deutschland, in deren Mittelpunkt die Verbrechen der Wehrmacht im rassenideologischen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion sowie in Serbien und Griechenland standen. In beiden Projekten befand sich mithin nicht der Zweite Weltkrieg im Vordergrund, sondern vielmehr das völkerrechtswidrige Agieren deutscher Soldaten auf der Grundlage vorher geplanter Verstöße. Diese sollten den Soldaten zugleich den ideologischen Höhepunkt eines bewaffneten vorgeblichen »Schicksalskampfes des deutschen Volkes gegen den jüdischen Bolschewismus« verdeutlichen.

Die erste Ausstellung mit dem Titel »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« hatte zwischen 1995 und 1999 etwa 900 000 Besucher in über 30 Städten angezogen. Dieses völlig unerwartete Interesse erfuhr seine publizistische Aufladung bereits kurz nach der Eröffnung 1995 in Hamburg, als im Medienecho bereits von der »Zerstörung einer Legende« sowie nur noch von der »Wehrmachtsausstellung« die Rede war. Bis zum März 1997 stand die Ausstellung immer wieder in lokal- oder kommunalpolitischen Auseinandersetzungen, in denen es stets um die Frage des offiziellen Ausstellungsortes ging oder um die Ausgestaltung des Rahmenprogramms. Erst mit den Kontroversen in München im Frühjahr 1997, als es zuerst wieder um die Frage ging, ob die Schau in den Räumen des Rathauses gezeigt werden sollte und der sozialdemokratische Oberbürgermeister der bayerischen Metropole schließlich die Ausstellung dort eröffnete, hatten sich auch die Gegner der Ausstellung erstmals formiert.<sup>1</sup> Zeitgleich mit der Eröffnung legte der damalige CSU-Fraktionsvorsitzende im Münchener Stadtrat medienwirksam einen Kranz am örtlichen Grabmal des unbekanntem Soldaten nieder, und ein späterer Umzug von über 5000 Ausstellungskritikern – unter ihnen wohl die größte Ansammlung von Rechtsradikalen in den letzten Jahrzehnten – sorgte nun für ein zweieinhalb Jahre nicht abreißendes Medienecho.<sup>2</sup> Die Ausstellung wurde zum Mittelpunkt vergangenheitspolitischer Auseinandersetzungen, die sowohl im privaten als auch im öffentlichen Raum stattfanden. Erinnerung sei hier nur an die Debatte im Deutschen Bundestag am 13. März 1997.<sup>3</sup> Die nun folgenden Eröffnungen gerieten immer wieder zu einem öffentlichen Ereignis, an dem teilzunehmen oder fernzubleiben schon bald ein politischer Bekenntnischarakter zukam. Trotzdem etwa der bayerische Kultusminister die Empfehlung ausgegeben hatte, sie im Rahmen des gymnasialen Geschichtsunterrichts nicht zu besuchen, pilgerten tausende Schüler mit ihren Lehrern in die Ausstellung im Rathaus. Die jeweiligen Begleitveranstaltungen wurden journalistisch sehr stark berücksichtigt; an kaum einem Ort wurden keine Hörfunk- oder Fernsehübertragungen angeboten. Die Aneignung des Themas durch die Öffentlichkeit wurde schließlich so dominant, dass sich die Wissenschaft in den permanenten Debatten um die Verbrechen deutscher Soldaten kaum mehr artikulieren konnte. Seriöse Kritik von Historikern an der ersten Ausstellung und vor allem an der Präsentationsform hatte es immer gegeben, doch zeigte sich hier eine der Goldhagen-Kontroverse ganz ähnliche Neigung der deutschen Öffentlichkeit, einem eingängigen



Die erste Wehrmacht-  
ausstellung in  
Hamburg, 1999.  
Foto: Axel Kirchhof,  
action press

Erklärungsangebot eher zuzustimmen als der differenzierenden Geschichtswissenschaft. Doch als die Ausstellungsmacher selbst zu den ersten Anhängern ihrer nahezu kritikresistenten und Zustimmung einfordernden Besuchermassen wurden, verloren sie endgültig den Kontakt zu ihrer eigenen Konzeption. Die Ignorierung berechtigter Kritik durch die Organisatoren ging einher mit selbstbewussten Zahlenspielerereien über das Ausmaß an Tatbeteiligungen und die Zahl der Täter. Zwar darf man nicht vergessen, dass gerade das Ausstellungsteam – und ihr Leiter Hannes Heer im Besonderen – einer ganzen Fülle rechtsradikaler und neonazistischer Anwürfe ausgesetzt war, was sich nicht zuletzt mit einem Bombenanschlag auf die Ausstellung in Saarbrücken gewalt- sam radikalisierte, aber das Unvermögen, aus der mangelhaften Erschließungstiefe der gezeigten Fotos die notwendigen Konsequenzen zu ziehen, sorgte für eine völlig falsche Einordnung qualifizierter Kritiker als böswillige Verleumder.

Welche Angriffsflächen bot diese Ausstellung, die im volkspädagogischen Sinne lediglich das aufbereitet hatte, was in der historischen Wissenschaft bereits zwei Jahrzehnte zuvor als Konsens nicht mehr zur Debatte stand, und warum konnte die Wanderschau in jeder Stadt zehntausende Besucher anziehen?

Die erste Ausstellung thematisierte anhand dreier großer Kapitel die Verbrechen deutscher Soldaten in der Sowjetunion und in Serbien. Im Mittelpunkt standen Serbien im Jahr 1941, die Massenmorde im Vormarschgebiet der 6. Armee auf dem Weg nach Stalingrad sowie die Besatzungszeit in Weißrussland zwischen 1941 und 1944. Eingeleitet wurden diese an den Regionen orientierten Kapitel von der so genannten »Bilderwelt der Nachkriegsjahre«. Von der verlogenen »Soldatenromantik« der 50er Jahre mit einer unpolitisch und heroisch kämpfenden Armee aus Wehrpflichtigen leitete sie über zur Wehrmacht als willigem Organ des rassenideologischen Vernichtungskrieges. Abgeschlossen wurde die erste Ausstellung von der Wiedergabe verbrecherischer Befehle der Wehrmachtführung und der Truppe sowie einer eindringlich wirkenden Zusammenstellung von Fotografien, angebracht auf einem stilisierten großen »Eisernen Kreuz«, das man zum Betrachten der Bilder betreten musste.<sup>4</sup>

Die für die Verantwortlichen völlig überraschende Neugier der deutschen Gesellschaft speiste sich dabei nicht nur aus dem historischen Faktum einer verbrecherisch agierenden Wehrmacht, sondern auch aus dieser Konzeption, die einen gesellschaftlichen Tabubruch in der kollektiven Erinnerung an den Krieg bedeutete.<sup>5</sup> Nahezu jeder Besucher kannte deutsche Filme wie »Des Teufels General« oder »Canaris« oder »Einer kam durch« und hatte einschlägige Bücher von Will Bertold (»Division Brandenburg«), von Schaeffer (»Die Letzten beißen die Hunde«) oder gar Landserromane gelesen. Die Bilderwelt der Nachkriegsjahre erzeugte bei der älteren Generation mit den Buchumschlägen und Filmplakaten berühmter deutscher Schauspieler wie Curd Jürgens oder dem jungen Hardy Krüger einen Wiedererkennungseffekt in einem Segment deutscher Populärkultur der Nachkriegsjahre.<sup>6</sup>

Doch kaum jemand in der breiten Öffentlichkeit wusste von den Verbrechen, die in solcher Art Vergangenheitsbewältigung konsequent zugedeckt blieben – ein bezeichnendes Beispiel übrigens für die begrenzte Reichweite wissenschaftlicher Historiographie in die Gesellschaft.

Die Untaten deutscher Soldaten wurden in der ersten Ausstellung jedoch viel stärker durch Fotos belegt, als durch erklärende Texte. Die suggestive Aussagekraft von ganzen Bildstrecken, die z.B. fröhliche deutsche Soldaten vor Gehenkten zeigten oder der vom Besucher sofort erkennbare Ehrgeiz von Fotografen, ihr Foto im Moment der Exekution zu knipsen, diese absichtlichen Foto-Kompositionen, sie wirkten geradezu aufwühlend und empörend auf die Betrachter – und doch hatten sie ein Kalkül: Die Zerstörung einer kollektiven deutschen Legende vom ritterlichen Krieg.

Das hohe Konfliktpotenzial, das die Konzeption in sich barg, war also kaum repräsentiert durch provokante Texte – ganz im Gegenteil: Nur wenige Besucher erinnern sich heute daran, dass in der ersten Ausstellung am Beginn *expressis verbis* zu lesen war: »Die Ausstellung will kein verspätetes und pauschales Urteil über eine ganze Generation ehemaliger Soldaten fällen. Sie will eine Debatte eröffnen über das – neben Auschwitz – barbarischste Kapitel der deutschen und österreichischen Geschichte, den Vernichtungskrieg der Wehrmacht von 1941 bis 1944.«<sup>7</sup>

Das Konfliktpotenzial resultierte aus der überwältigenden Fülle an Fotografien von Verbrechen deutscher Soldaten.

Viele Fotos evozieren beim Betrachter das massenhafte Begehen von Untaten, und immer wieder waren ganz offensichtlich deutsche Uniformierte zu sehen. Die dargestellten Grausamkeiten erzeugten darüber hinaus eine Schockwirkung beim Betrachter, die er nicht lokalisieren konnte – die »Schuldigen« schienen erkennbar, aber, und das ist sehr wichtig, nicht identifizierbar. Schuldige Einheiten, Offiziere oder Mannschaften wurden nicht genannt, und so suggerierte ein Ausstellungsbesuch nicht nur massenhaft begangene Verbrechen, sondern unzählige namenlose Verbrecher. Damit war unterschwellig ausgesprochen, dass deutsche Täter in deutschen Familien gelebt hatten und lebten. Die Fotos in ihrer Gesamtkomposition enthielten die Botschaft vom Jedermann als potenziellen deutschen Täter, und so fand der »Kriegsverbrecher« Eingang in die deutschen Familienbiographien, die doch jahrzehntelang geprägt waren vom Großvater, Vater oder Onkel als Opfer einer verbrecherisch agierenden Staatsführung – der Verbrecher wurde sozusagen privatisiert.<sup>8</sup>

Doch das Konzept der Provokation durch Fotografie kann nur dann aufgehen, wenn »hinter« jedem Foto eine ausdifferenzierte Dokumentation steckt, die die Beweiskraft

einer Aufnahme für den Vernichtungskrieg, ausgeführt vom Jedermann-Soldaten, auch bei kritischen Nachfragen aufrechterhalten kann. In dieser Hinsicht hatte die erste Ausstellung immer wieder Probleme.

So gewann ein Foto von der Erschießung von einheimischen männlichen Zivilisten an einer Friedhofsmauer in der serbischen Ortschaft Pancevo geradezu ikonographische Bedeutung für die Verbrechen der Wehrmacht. Die Ausstellung verwendete auf den Tatort Pancevo lediglich sechs nur an den Fotos orientierte Sätze zur Erklärung der Verbrechen. Kritikern, die die Durchführung eines Standgerichtsverfahrens als Grundlage einer vorgeblich rechtmäßigen Erschießung ins Feld zu führen versuchten, konnte sie nichts entgegensetzen. Auch im Falle der ukrainischen Grenzstadt Tarnopol verwendete man auf die hochkomplexe Gemengelage am 22. 6. 1941, die zu der Erschießung von politischen Gefangenen durch den abziehenden NKWD, der anschließenden Pogromphase durch antisemitische Bevölkerungsteile und die Beteiligung deutscher Soldaten an den Judenmorden führte, lediglich zwei Sätze.

Der Tatort Tarnopol befand sich im Ausstellungssegment mit dem Titel »Die 6. Armee. Unterwegs nach Stalingrad 1941 bis 1942« und war bewusst neben den Beispielen deutscher Verbrechen in Charkow, Shitomir, Belaja Zerkow, Kiew und Lubny herausgegriffen worden. Ziel war es, den Nimbus der 6. Armee als einer von der verbrecherischen NS-Führung »geopferten Armee« zu hinterfragen, indem die Verbrechen dieser Einheit in den Mittelpunkt gestellt wurden. Doch: Weder die Pz.Gruppe 1 der 9. Panzerdivision noch die SS-Division Wiking waren zum Zeitpunkt des Einmarsches in Tarnopol der 6. Armee unterstellt gewesen.<sup>9</sup>

Letztlich gründete die erste Ausstellung auf einer provokatorischen Kraft, von der sich viele interessierte ehemalige Wehrmachtssoldaten oder deren Angehörige herausgefordert fühlten, egal, ob sie nun grundsätzlich am Thema interessiert waren oder Fundamentalopposition betrieben.

Mit den Aufsätzen der Historiker Krisztián Ungváry und Bogdan Musial 1999, die anhand ihrer eigenen Fotorecherchen bei allerdings recht wenigen Fotografien beweisen konnten, dass dort nicht Verbrechen der Wehrmacht gezeigt wurden und dem medialen Interesse hieran, geriet das erste Ausstellungsprojekt in eine Glaubwürdigkeitskrise, deren publizistische Dynamik jenseits des empirischen Befundes die Diskreditierung des Projekts erwarten ließ.<sup>10</sup> Das Moratorium, das über die Ausstellung verhängt wurde, führte über eine Expertenprüfung dann zur völligen Neukonzeption der zweiten Ausstellung unter dem Titel »Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944«.<sup>11</sup>

Es gilt aber hervorzuheben, dass die Aufsätze von Ungváry und Musial zu Tarnopol lediglich der Anlass zur Neukonzeption waren, jedoch die Frage nach der Interpretation von Fotos und die dokumentarische Rekonstruktion der Geschehnisse am Tatort vor dem Hintergrund der völkerrechtlichen Vereinbarungen neu überdacht werden mussten. Aus dem Kanon derjenigen, die die erste Ausstellung verurteilten, war nämlich immer wieder zu hören, bestimmte Tötungshandlungen wie Geißelerschießungen oder Repressalien seien nicht als Verbrechen zu werten. Generell qualifiziere sich dieser Krieg als verbrecherisch, so die Gegner, weil vor Ort eine Gewaltspirale in Gang gesetzt worden sei, an der die Sowjetunion tatkräftig mitgewirkt habe.

Die Neukonzeption verfolgte also zwei neue Ziele: Einmal die völkerrechtlichen Ausgangspositionen am Vorabend des Überfalls auf die Sowjetunion vorzustellen und





die verbrecherischen Kriegsplanungen zu verdeutlichen. Dabei sollte die Ausstellung als Konglomerat an Räumen vollständig in den Hintergrund treten und keine Kompositionen aus Farbe, keine Installationen oder Musik präsentieren – schon gar kein Eisernes Kreuz. Fotos fanden nur dann Verwendung, wenn sie Taten oder Tatorte, wenn sie Täter oder Opfer zeigten, die in der Ausstellung thematisiert wurden. Sämtliche in der ersten Ausstellung erwähnten Verbrechenskomplexe und Tatorte fanden auch in der zweiten Ausstellung erneut Berücksichtigung. Solcherlei Vorgaben bewirkten dabei vor allem eines:

Sie erhöhten den zu leistenden Rechercheaufwand pro Fotografie, wobei ihre Relevanz in der Ausstellung abnahm. Zusätzlich zu den Fotos wurden einerseits Erklärungen gegeben, die ganz wesentlich über die bisherigen hinausgingen und andererseits wurden zusätzliche Dokumente faksimiliert gezeigt, die das tatsächliche Geschehen am Tatort aus unterschiedlicher Perspektive wiedergaben. Letztlich wurden an jedem Tatort die Verantwortlichen genannt.<sup>12</sup>

Die neue Ausstellung wurde jedoch auch erweitert: Zum einen um die Handlungsspielräume, die jeder Soldat bei der Erfüllung von Befehlen hatte, und die völlig unterschiedlich wahrgenommen wurden, zum anderen um die Frage der juristischen Verfolgung von Verbrechern aus der Wehrmacht und deren Wiedereingliederung in die Bundeswehr und NVA. Am Schluss der Ausstellung wurden das Schicksal des ersten Projekts, sein hohes Konfliktpotenzial und der Umgang mit der Ausstellung vorgestellt.

Im Unterschied zur ersten Ausstellung war das zweite Unternehmen, das von November 2001 bis April 2004 in 13 Städten gezeigt wurde, also von analytischer Nüchternheit geprägt und verlangte den Besuchern eine viel stärkere Beschäftigung mit Ausstellungstexten, historischen Dokumenten und den Möglichkeiten und Grenzen

Die zweite Wehrmacht-  
ausstellung in  
Hamburg, 2004.  
Foto: Michael Zapf

von Fotografien als historische Quellen ab. Doch das öffentliche Interesse am Ausstellungsthema versiegte nicht. Wieder besuchten mehr als 450 000 Besucher die Wanderausstellung, unter anderem weil sie erst über die Schließung der ersten Schau zum Thema gefunden hatten oder die erste mit der zweiten Ausstellung vergleichen wollten.

Doch im Unterschied zu früher waren Eröffnungen und Begleitprogramme sowie der Alltag in den Ausstellungsräumen nicht mehr von erbitterten Debatten zwischen den Besuchern begleitet. Die Ersetzung aufwühlender Inszenierungen durch umfangreiche Dokumentation und zurückhaltende Ausstellungsästhetik, die Akzeptanz der Konzeption seitens der Wissenschaft sowie die pädagogische Professionalisierung der Ausstellungsbetreuer vor Ort ließen die Stimmen der Kritik auf ein Häuflein fundamentaloppositioneller Gruppierungen zusammenschmelzen. Zwar verlagerte sich durch das fehlende Skandalisierungspotenzial das tagesmediale Interesse auf die regionale Berichterstattung, die ihrerseits nur rechtsradikale Aufmärsche kommentieren konnte, aber dem Zuschauerstrom tat dies keinen Abbruch. Die Öffentlichkeit eignete sich das Thema erneut an, diesmal jedoch nicht in emotional aufgeladener Atmosphäre, sondern vielmehr mit analytischer Neugier und Nachdenklichkeit.

Was bedeutet dieser Befund eines außerordentlich erfolgreichen Ausstellungsprojekts vor dem Hintergrund der hier interessierenden Erinnerungsform und Erinnerungskultur in Deutschland zwischen 1995 und 2004? Sollte in den neun Jahren tatsächlich »Vergangenheit« zu »Geschichte« geworden sein, mithin also anhand der beiden Ausstellungen ein Übergang vom »Tabubruch zur Historisierung« deutscher Vergangenheit stattgefunden haben?<sup>13</sup> Kann es sein, dass das ungebrochene gesellschaftliche Interesse am Thema in seiner Artikulationsform so stark durch Ausstellungsinszenierungen und mediale Berichterstattung manipuliert wurde, dass kollektive Emotion oder Nachdenklichkeit nahezu mühelos abgerufen werden können?

Zunächst gilt einmal festzustellen, dass beide Ausstellungen während einer Phase geschichtspolitischer Umbrüche und Neuorientierungen stattfanden, die dadurch gekennzeichnet sind, dass die jüngeren Interpretationen nationalsozialistischer Gewalt Herrschaft nicht mehr nur strukturelle Eigenheiten der Machtausübung durch konkurrierende NS-Organisationen in den Vordergrund stellen, sondern die individuelle Verantwortung von unteren Entscheidungsträgern thematisieren, die vorher kaum im Blickfeld standen. Gerade der seit den neunziger Jahren festzustellende »Blick auf den Akteur«, hervorgerufen durch neue Fragestellungen in der Täterforschung sowie der Versuch, Besatzungspolitik als Netzwerk von Akteuren zu begreifen, zeigt eine Hinwendung zu individuellen, gruppenbiographischen oder gar generationellen Verhaltensanalysen, die vor allem von der jüngeren Generation nachgefragt werden.<sup>14</sup>

Vor diesem Hintergrund ist das Interesse an der Wehrmacht als militärischem Exekutivorgan aus fast 18 Millionen deutschen Männern ebenso wenig verwunderlich wie die Unzufriedenheit darüber, über die Generalität oder den Widerstand hinaus kaum Aussagen über den Wertekanon als mentale Dispositionen, über die konkreten situativen Verhältnisse im Krieg oder kollektivpsychologische Prozesse einer uniformierten Gruppe zu erhalten. Diese Neujustierung des öffentlichen Interesses findet statt vor dem Hintergrund einer zunehmenden Akzeptanz der Deutschen, ihre Nationalgeschichte zwischen 1933 und 1945 nicht nur als menschenverachtende Gewaltgeschichte zu begreifen, sondern auch als Gesellschaftsgeschichte der Täter. Dass eine sich radikalisierte Weltanschauungspolitik und Massenmordpraxis von großen Teilen der deut-

schen Gesellschaft mitgetragen oder wissentlich hingenommen wurde, gehört zu den akzeptierten historischen Fakten, die kaum mehr Konfliktpotenzial besitzen. Im Falle der Wehrmachtsverbrechen scheint diese Einsicht jedoch noch einen Schritt weiter zu gehen. Denn hier werden zwei Erinnerungsfelder sozusagen zur Deckungsgleichheit gebracht. Zum einen die Familienerinnerung an den Krieg als private und erlittene Geschichte und die öffentliche Erinnerung an den Krieg als begangenes Verbrechen.<sup>15</sup> Langsam beginnen ursprünglich völlig getrennt ablaufende Erinnerungskulturen in der kollektiven Erinnerung der Deutschen zu einem Bild nationaler Geschichte zusammenzufließen, ohne dass es zu Dramatisierungen kommen muss. Die Wertung der zweiten Wehrmachtsausstellung als ein Stück Konsensgeschichte in der Bundesrepublik ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, dass eine Historisierung des Nationalsozialismus in Gang gekommen ist, die freilich kaum darin enden kann, mittels einer unaufgeregten Annahme der eigenen Vergangenheit die Normalität der begangenen Verbrechen zu behaupten.<sup>16</sup>

Sechs Monate nach Schließung der zweiten Ausstellung im April 2004 wurde in der Berliner Gedenkstätte Deutscher Widerstand die Ausstellung »Warschau – Hauptstadt der Freiheit« eröffnet, in deren Mittelpunkt der Warschauer Aufstand von August bis Oktober 1944 stand.<sup>17</sup>

Ein Jahr später fand an derselben Stelle die Eröffnung der Ausstellung »Größte Härte ...« statt, die die Verbrechen der Wehrmacht in Polen im Herbst 1939 thematisiert. Die Konzeption dieser Ausstellung wurde von Historikern des Instituts des nationalen Gedenkens sowie des Deutschen Historischen Instituts in Warschau erarbeitet und fand weitgehende Beachtung.<sup>18</sup> Unbestreitbar hat es in den letzten Jahren, öffentlichkeitswirksam beginnend etwa mit dem Buch Jörg Friedrichs und endend mit der Ausstellung »Erzwungene Wege« über die Vertreibung auch der Deutschen aus Osteuropa, eine verstärkte Hinwendung zu den deutschen Zivilisten als Opfer gegeben.<sup>19</sup> Doch es gilt festzuhalten, dass diese Tendenzen eben nicht dazu geführt haben, die »Deutschen als Opfer« des Weltkrieges im kollektiven Geschichtsbewusstsein wieder zu verankern, so wie dies im Selbstverständnis der westdeutschen Bundesrepublik der fünfziger und frühen sechziger Jahre Konsens war. Während das Gedenken der Deutschen an ihre Kriegstoten mit dem Volkstrauertag also weiterhin in der Sphäre des Privaten bleibt, reiste die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht in Polen wegen des regen Interesses weiter.

**Dr. Peter Klein**, Historiker, ist wissenschaftlicher Angestellter bei der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur. Von 1999 bis 2004 war er für das Gremium zur Überprüfung der ersten »Wehrmachtsausstellung« tätig, und er betreute die zweite Ausstellung während der Laufzeit in den Jahren 2003 und 2004 als Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung.

1 Vgl. die Eröffnungsrede des Münchener Oberbürgermeisters Christian Ude zur Eröffnung der Ausstellung am 24. 2. 1997 im Audimax der Universität München, gedruckt in: Krieg ist ein Gesellschaftszustand. Reden zur Eröffnung der Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944«, hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1998, S. 121–130.

2 Siehe das Kapitel »Konfrontation: München«, in: Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944; Ausstellungskatalog, hg. vom Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 2002, S. 692–698.

- 3 Sie ist zusammen mit der Debatte am 24. April 1997 aufbereitet in: Peter Schneider, Der Bundestag wolle beschließen. Zur Debatte über die Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944«, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), Eine Ausstellung und ihre Folgen, Hamburg 1999, S. 112–122.
- 4 Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944; Ausstellungskatalog, hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1999 (4. Aufl.).
- 5 Jan Philipp Reemtsma, Was man will und was daraus wird. Gedanken über ein prognostisches Versagen, in: Michael Th. Greven, Oliver von Wrochem (Hg.), Der Krieg der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, S. 273–290.
- 6 Knut Hickethier, Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust im Fernsehen der fünfziger und frühen sechziger Jahre, in: Ebenda, S. 93–112.
- 7 Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944; Ausstellungskatalog, hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1999 (4. Aufl.), S. 7.
- 8 Helmut Lethen, Der Text der Historiographie und der Wunsch nach einer physikalischen Spur. Das Problem der Fotografie in beiden Wehrmachtsausstellungen, in: zeitgeschichte 29 (2002), S. 76–86.
- 9 Bericht der Kommission zur Überprüfung der Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944.«, S. 45–46.
- 10 Bogdan Musial, Bilder einer Ausstellung. Kritische Anmerkungen zur Wanderausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944«, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 47 (1999), S. 563–591. Krisztián Ungváry, Echte Bilder – problematische Aussagen. Eine quantitative und qualitative Fotoanalyse der Ausstellung »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944«, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Oktober 1999, S. 584–595.
- 11 Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944; Ausstellungskatalog, hg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 2002.
- 12 Peter Klein, Politikum Bild: Das Beispiel Wehrmachtsausstellung. Die methodengeleitete Recherche von Dokumentarfotos als Antwort, in: Waltraud Schreiber (Hg.), Bilder aus der Vergangenheit – Bilder der Vergangenheit? Neuried 2004, S. 63–78. Kritik am Konzept veröffentlichte u.a. Hannes Heer, Vom Verschwinden der Täter. Die Auseinandersetzung um die Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944.«, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 50 (2002), S. 869–989. Ulrike Jureit als verantwortliche Leiterin von Konzeption und Gesamtedaktion der zweiten Ausstellung hat auf kritische Einwände überzeugend geantwortet. Siehe: Ulrike Jureit, »Zeigen heißt verschweigen.« Die Ausstellungen über die Verbrechen der Wehrmacht, in: Mittelweg 36 13. Jg. (2004), Heft 1, S. 3–27.
- 13 Hans-Ulrich Thamer, Vom Tabubruch zur Historisierung? Die Auseinandersetzung um die »Wehrmachtsausstellung«, in: Martin Sabrow, Ralph Jessen, Klaus Große Kracht (Hg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003, S. 171–186.
- 14 Siehe etwa Gerhard Paul, Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche? Göttingen 2002. Harald Welzer, Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt 2005. Networks of Nazi Persecution. Bureaucracy, Business, and the Organization of the Holocaust, ed. by Gerald D. Feldman and Wolfgang Seibel, New York, Oxford 2006.
- 15 Noch vor wenigen Jahren liefen diese öffentlichen und privaten Erinnerungsfelder völlig getrennt nebeneinander: Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschuggnall, »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002.
- 16 Michael Jeismann, Auf Wiedersehen Gestern. Die deutsche Vergangenheit und die Politik von morgen, Stuttgart, München 2001. Derselbe, Das Ende der Wiedergänger, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. 11. 2001. Derselbe, Einführung in die neue Weltbrutalität. Zweimal »Verbrechen der Wehrmacht«: Von der alten zur neuen Bundesrepublik, in: Martin Sabrow, Ralph Jessen, Klaus Große Kracht (Hg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003, S. 229–239.
- 17 Warschau – Hauptstadt der Freiheit. Der Warschauer Aufstand August bis Oktober 1944; Ausstellungskatalog, hg. vom Rat zum Schutz des Gedenkens an Kampf und Martyrium, Warschau und der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin, Berlin 2004.
- 18 »Größte Härte ...«. Verbrechen der Wehrmacht in Polen September/Oktober 1939; Ausstellungskatalog, hg. vom Deutschen Historischen Institut in Warschau, Osnabrück 2005.
- 19 Jörg Friedrich, Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945, München 2002. Die Ausstellung »Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts«, initiiert von der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen, fand vom 11. 8. bis 29. 10. 2006 im Berliner Kronprinzenpalais statt.

# Historisch-politische Bildungsarbeit an Täterorten und in Gedenkstätten<sup>1</sup>

## UNTERSCHIEDE UND GEMEINSAMKEITEN

*Wolf Kaiser*

Gedenkstätten sind immer auch Orte der Täter, denn sie erinnern an die Opfer von Verbrechen. Verbrechen sind ja nicht einfach geschehen. Sie sind begangen worden. Als »Täterort« hingegen bezeichnen wir Orte, deren historische Bedeutung darin liegt, dass die Täter sich dort getroffen und ihre Taten geplant und organisiert oder zumindest besprochen haben. Das schließt nicht aus, dass auch Opfer vor Ort waren. Nicht nur das Geheime Staatspolizeiamt und die Zentrale des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) wurden auf dem Gelände des Prinz-Albrecht-Palais eingerichtet, sondern auch ein Hausgefängnis der Gestapo. Die historische Bedeutung des Ortes liegt aber vor allem darin, dass dort Massenverbrechen in fast ganz Europa geplant und organisiert wurden.

Im Gästehaus des Sicherheitsdiensts (SD) am Großen Wannsee wurden zeitweilig jüdische Jugendliche als Zwangsarbeiter eingesetzt. Aber die Erinnerung daran allein wäre sicherlich keine ausreichende Begründung für den Beschluss gewesen, in diesem Haus eine Stätte historisch-politischer Bildung zu schaffen. Auf dem Obersalzberg sind – wenn ich recht unterrichtet bin – Opfer des Nationalsozialismus niemals gewesen. Zwar ist zum Beispiel Hermann Fegelein, der hier geheiratet hat, noch am 29. April 1945 auf Hitlers Befehl hin wegen Fahnenflucht erschossen worden. SS-Gruppenführer Fegelein, dessen Reiterstandarte erheblichen Anteil an der Ermordung tausender Juden in Polen und Weißrussland hatte, als Opfer zu bezeichnen, erschiene mir aber als grotesk. Wir haben es hier also anscheinend mit einem reinen Täterort zu tun (wenn man das so nennen darf) und vermutlich käme kein vernünftiger Mensch auf die Idee, an diesem Ort eine Gedenkstätte zu errichten.

### **Beschränkung auf die Täter an »Täterorten«?**

Es gibt also gute Gründe zwischen Gedenkstätten und Dokumentationen an Täterorten zu unterscheiden. Heißt das nun, dass die Täterorte keinen Bezug zu den Opfern ausweisen und historisch-politische Bildung sich daher auch nicht auf Opfer beziehen sollten? Ich denke, das wäre eine auf den ersten Blick einleuchtende, aber falsche Schlussfolgerung. Falsch deswegen, weil diejenigen, die wir als Täter bezeichnen, als Persönlichkeiten wohl kaum so viel Interesse verdienten, wie ihnen mittlerweile entgegengebracht wird. Ich will mich nicht auf Hannah Arendts Rede von der »Banalität des Bösen« berufen. Diese Formulierung ist inzwischen zu Recht vielfach kritisiert worden. Aber von einer »Banalität der Bösen« kann man durchaus sprechen. Lesen Sie beispielsweise Tom Lamperts Text »Die Unfähigkeit zu verdauen«<sup>2</sup>, der sich mit dem von Heinrich Himmler hoch geschätzten Massenmörder Erich von dem Bach-Zelewski befasst, und Sie werden nicht umhinkönnen, mir zumindest in Bezug auf diesen SS-Obergruppenführer zuzustimmen. Vielleicht drängt es Sie nun, mir zuzurufen: »Ja, warum kommen dann so viele Besucher auf den Obersalzberg, den höchsten Täterort sozusagen, wenn die NS-Führer so banal waren?«



Ausstellungsgraben auf dem Gelände der Stiftung Topographie des Terrors. Foto: Stefan Müller, Stiftung Topographie des Terrors

Ein Motiv, diesen Ort aufzusuchen, dürfte in der Faszination liegen, die bis heute von NS-Führern ausgeht. Hitler, Himmler, Göring und Goebbels faszinieren nicht nur ihre Bewunderer. Diese haben sich ja mittlerweile Rudolf Hess zu ihrem Helden und Märtyrer erwählt, eine Wahl, die man sicherlich nicht mit Charisma erklären kann. Aber auch wenn man von den Rechtsextremisten absieht, kann man behaupten: Die Faszination sagt mehr über die Faszinierten als über die Faszinierenden aus. Ich will mich nicht zu weit auf das psychologische Feld wagen, das man sicherlich betreten muss, wenn man die auf NS-Täter gerichtete Fasziniertheit erklären will. Ich beschränke mich auf den Hinweis, dass auch schlichte Unkenntnis dabei eine wichtige Rolle spielt. Die häufigste Frage, die uns im Haus der Wannsee-Konferenz gestellt wird, lautet: »War Hitler nicht dabei?« oder in der fortgeschrittenen Variante: »Warum war Hitler nicht dabei?« In beiden Versionen zeigt die Frage, dass die Fragenden wenig darüber wissen, wie das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus funktionierte. Oder positiv gewendet und pädagogisch gesprochen: Sie gibt uns Gelegenheit über Absicht und Motive, Entscheidungsbildung, Entscheidung, Befehlsgebung, Ausführung und Berichterstattung zu sprechen und zu erklären, wer daran jeweils beteiligt war.

Die verbreitete Faszination durch die Täter ist meines Erachtens kein Legitimationsgrund für Täterorte, sondern ein Anlass, sie an diesen Orten historisch-kritisch zu dekonstruieren. Historisch-politische Bildungsarbeit, die diese Bezeichnung verdient, wird die Faszination nicht bedienen. Sie kann sie sich zunutze machen, um über Fragen zu sprechen, die wirklich wichtig sind, nämlich über die Voraussetzungen der Taten und die Motive der Täter.

Diese Fragen sind wichtig, weil sie auf eine Erklärung von Taten zielen, denen viele zum Opfer gefallen sind. Letztlich sind sie der Opfer wegen wichtig, nicht der Täter wegen. Mich würde Herr von dem Bach-Zelewski herzlich wenig interessieren,



wenn ich nichts von den vielen Menschen wüsste, die auf seinen Befehl hin erschossen worden sind, und von der Kultur der Juden in Osteuropa, zu deren nicht rückgängig zu machender Zerstörung seine Männer so viel beigetragen haben. Um das Ausmaß der menschengemachten Katastrophe auch nur annähernd ermessen zu können, muss man sich bemühen, mit den Augen der Opfer auf das Geschehen zu schauen. Eine sinnvolle pädagogische Beschäftigung mit den Tätern erfordert zwingend Multiperspektivität.

Obergruppenführersaal  
in der 2010 neugestalteten  
Ausstellung  
»Ideologie und Terror  
der SS« im Kreis-  
museum Wewelsburg.  
Foto: Thomas Lutz

### **Besondere Verpflichtungen der Bildungsarbeit an »Täterorten«**

Mit dieser These – so könnte man meinen – hat sich die Frage nach den Unterschieden in der Bildungsarbeit in Gedenkstätten und an Täterorten erledigt. Doch so einfach ist es nicht. Es gibt doch eine besondere Verpflichtung an den Orten der Täter, der Frage nach den Ursachen der Verbrechen nachzugehen. Antworten auf diese Frage werden nämlich nur auf der Täterseite zu finden sein. So wenig wie der Antisemitismus sich aus dem Verhalten oder gar dem »Wesen« der Juden erklären lässt, so wenig lehrt uns der Blick auf die Opfer über die Gründe, warum man sie zu Opfern machte. Die Juden des Warschauer Ghettos sind nicht ermordet worden, weil die jüdische Untergrundorganisation einen Aufstand wagte. Die meisten Ghettobewohner hatten SS und Polizei schon zuvor nach Treblinka deportiert. Die Roma in den besetzten Gebieten der Sowjetunion wurden nicht erschossen, weil sie ein Sicherheitsrisiko für die Wehrmacht darstellten, sondern weil deutsche Polizisten und Wehrmachtsoffiziere ihnen die Neigung zur Spionage zuschrieben und es den Tätern wegen ihrer rassistischen Vorurteile nicht schwerfiel, diese Menschen zu »beseitigen«, wie sie es formulierten.

Wie und inwieweit erschließen sich uns nun aber die Ursachen der Verbrechen durch die Befassung mit den Tätern? In der ständigen Ausstellung der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem werden Biographien und Dokumente zu den Tätern der Schoah

in schwarzen Kästen präsentiert, in »black boxes«. Von Kollegen in Yad Vashem habe ich folgende Erklärung für die »Blackboxes« in der Ausstellung gehört: Sie erinnerten an die Blackbox in Flugzeugen. Wenn ein Flugzeug abstürzt, bemüht man sich, die »black box« zu bergen, denn in ihr befinden sich Aufzeichnungen, denen man oft die Ursache des Absturzes entnehmen kann. Liefern die schwarzen Kästen in Yad Vashem die Erklärung dafür, dass ein Land, dessen Kultur man in der ganzen Welt schätzte, in den Abgrund der Nazi-Barbarei und des Völkermords stürzte? Findet man dort zumindest Hinweise, warum »gewöhnliche Männer« zu Massenmördern wurden? Während die Blackbox abgestürzter Flugzeuge oft den letzten Notruf der Crew preisgibt, sind die Texte der Täter, die man in der Ausstellung lesen kann, alles andere als Hilferufe. Sie zeigen das Selbstbewusstsein und Selbstverständnis von Herren über Leben und Tod. Ist diese Hybris die Ursache des moralischen Absturzes oder eher dessen Folge? Jedenfalls liefern die Texte keine leicht zu entschlüsselnden Hinweise auf die Frage nach dem Warum. In der Gedenkstätte Yad Vashem, in Israel, wohin die meisten Überlebenden ausgewandert sind, bleiben die Informationen über die Täter marginal. In Deutschland und Österreich muss das anders sein.

Also noch einmal die Frage: Welche Einsichten liefert die Täterforschung und wo liegen die Grenzen dieses Zugangs zu den NS-Verbrechen? Und vor allem: Welchen Beitrag zur historisch-politischen Bildung kann sie leisten? Die Beschäftigung mit den Tätern wird oft mit weitreichenden Erwartungen verbunden. Viele erwarten davon nicht nur historische Erkenntnis, sondern einen Beitrag zur politisch-moralischen Erziehung. Ex negativo – so meint man – ließe sich aus der Geschichte der Täter ableiten, wie man sich politisch und moralisch verhalten müsse. Das setzt selbstverständlich voraus, dass man versteht, aufgrund welcher Einstellungen und Entscheidungen Menschen Massenmord begingen oder dazu beitrugen, was also unbedingt vermieden werden muss, wenn man sich anders verhalten will. Man hofft, das Studium der Täter könne diejenigen, die sich damit befassen, davor schützen, selbst Täter zu werden.

Bevor man diskutieren kann, ob solche Erwartungen realistisch sind, muss man sich darüber einigen, wer gemeint ist, wenn man von NS-Tätern spricht.

### **Täterbegriff**

In den Prozessen der Nachkriegszeit wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen vor westdeutschen Gerichten wurden regelmäßig Hitler, Himmler und Heydrich als Täter bezeichnet und alle anderen als bloße Gehilfen. Nur wenn die Befehlsempfänger über das geforderte Maß an Grausamkeit hinausgegangen waren, mehr Menschen als befohlen ermordet hatten oder die Morde nachweisbar aus persönlichen niedrigen Beweggründen wie Sadismus, Bereicherung oder selbstempfundene »Rassenhass« begangen hatten, konnten sie als Mörder verurteilt werden. Sonst galten sie lediglich als Helfer und erhielten entsprechend niedrige Strafen. Diese Praxis ist auch juristisch umstritten. Für den Historiker eignet sie sich nicht als Orientierung. Ein enger Täterbegriff ist für historische Erkenntnis wenig brauchbar. Für Zwecke der historisch-politischen Bildung scheint es mir sogar zu eng, nur Personen einzubeziehen, die selbst Verbrechen wie Mord, Raub, Freiheitsberaubung usw. begangen haben, gleichgültig ob befohlen oder auf eigene Faust. Die historische Auseinandersetzung mit Tätern und Täterinnen kann sich nicht auf diejenigen beschränken, die sich strafrechtlich als solche definieren lassen. Sie muss Personen einbeziehen, die eine Mitverantwortung



für die Verbrechen des Nationalsozialismus trugen, die ihnen persönlich zugeschrieben werden kann, auch ohne dass sie hätten strafrechtlich belangt werden können. Dazu gehören beispielsweise Verwaltungsbeamte, die die Ausgrenzung von Juden, Sinti und Roma und so genannten »Asozialen« gefördert haben, Finanzbeamte, die die Beraubung der Juden durch den Staat organisiert haben, Wissenschaftler, die Planungsgrundlagen für Deportationsmaßnahmen zur Verfügung gestellt haben, Eisenbahner, die den Zugverkehr in die Vernichtung organisiert haben usw.

### **Zuschauer ≠ Täter**

Ich würde allerdings eine Grenze ziehen: Zuschauer, die nicht selbst in irgendeiner Weise tätig geworden sind, sollten nicht zu den Tätern gerechnet werden. Damit ist nicht gesagt, dass ihre Haltung und ihr Verhalten keinen Einfluss auf das Geschehen gehabt hätten. Wenn beispielsweise religiöse Juden gedemütigt wurden, indem man ihnen die Bärte und Schläfenlocken abschnitt, handelten die Täter im Hinblick auf die Umstehenden, die zuschauten, und denen sie ihre Macht und die Hilflosigkeit der Juden demonstrieren wollten. Ohne Zuschauer hat es meines Wissens solche Vorgänge nicht gegeben. Die Zuschauer trugen, indem sie nicht protestierten und einschränkten, eine Mitverantwortung. Aber diese Mitverantwortung sollte von der der Täter deutlich unterschieden werden. Ein Begriff, der die aktive Rolle der Zuschauer zum Ausdruck bringt, muss allerdings noch gefunden werden. Und in der Bildungsarbeit gibt es meines Wissens auch noch keine wirklich überzeugenden Konzepte für die Beschäftigung mit den Zuschauern.

### **Zur Spezifik der Täterorte**

Bisher war allgemein von Täterorten die Rede. Wenn man sich diese Orte genauer ansieht, stellt man fest, dass die Orte auf jeweils unterschiedliche Tätergruppen verweisen. Daher sollten m. E. auch Bildungsangebote an solchen Orten unterschiedliche Schwerpunkte haben. Das betrifft nicht nur die Inhalte, sondern zumeist auch die Adressatengruppen, um die man sich vor allem bemühen sollte. Auf der Wewelsburg bei Paderborn beispielsweise, die Hitler zu einer Ordensburg der SS umbauen ließ, in der die Obergruppenführer regelmäßig zusammenkommen sollten, geht es in der Dauerausstellung »Ideologie und Terror der SS« vorwiegend um die Organisation, das Selbstverständnis und die Taten der SS wie auch um den Umgang mit dieser Geschichte.

Die ständige Ausstellung im neuen Dokumentationszentrum der Stiftung »Topographie des Terrors« ist breiter angelegt. Hier geht es nicht nur um die SS, sondern auch um die Sicherheitspolizei. Die Ausstellung zeigt deren Vorgehen gegen Angehörige verschiedener Opfergruppen und thematisiert die europäische Dimension ihrer Verbrechen.

Im Haus der Wannsee-Konferenz geht es um das Zusammenwirken des SS- und Polizeiapparats mit der Ministerialbürokratie bei der Planung und Organisation des Völkermords an den europäischen Juden. Historisch ist das Haus also auf eine Opfergruppe bezogen, allerdings auf die größte, und auf eine Vielzahl von Tätern und Täterinstitutionen. Die Besprechung über die Implementierung der sogenannten »Endlösung der Judenfrage« in ganz Europa ebnete den Weg für die Arbeitsteilung und Kooperation auch auf der mittleren und unteren Ebene der Verwaltungen. Auf Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf diesen Ebenen zielt unser Bildungsangebot für Erwachsene, da wir ja die Ministerialbürokratie mit Bildungsangeboten nicht erreichen können. Wir bieten



Kongresshalle auf dem  
Nürnberger Parteitagsgelände. Foto:  
Andreas Sichelstiel

Seminare für Polizeibeamte und Soldaten an, aber auch für Kommunal-, Finanzbeamte, Justizangestellte und -referendare, die mit je unterschiedlichen Programmen und Materialien die Mitwirkung der jeweiligen Berufsgruppe thematisieren.

Auf dem Nürnberger Parteitagsgelände steht wiederum ein anderer Aspekt im Zentrum: die NSDAP und ihre Propaganda. Die Wirkmächtigkeit dieser Propaganda beruhte ja vor allem darauf, dass sie ihre Adressaten einbezog und selbst zu Akteuren machte. Insofern finde ich diesen Ort nicht nur im Hinblick auf die Täter interessant, sondern besonders im Hinblick auf die Mitläufer und Zuschauer und deren keineswegs nur passive Rolle. In Nürnberg gibt es noch einen weiteren Ort, den man als Täterort bezeichnen könnte: den Saal 600 des Schwurgerichts, wo jetzt das »Memorium Nürnberger Prozesse« eingerichtet worden ist. Der nicht sehr gebräuchliche Begriff Memorial soll wohl signalisieren, dass man es hier mit einem Ort historischer Erinnerung und Mahnung zu tun hat (ich assoziiere »memento«) und zugleich den unpassenden Begriff »Gedenkstätte« vermeiden wollte. Es geht ja keineswegs darum, der Täter zu gedenken, die hier vor Gericht standen, sondern über die Nürnberger Prozesse im Hinblick auf ihre gegenwärtige Bedeutung zu informieren. Diese Bedeutung liegt ja in ihrem Beitrag zur Entwicklung des Völkerstrafrechts und der Ort gemahnt an die weiterhin bestehende Notwendigkeit, auch mit Mitteln des Rechts Massenverbrechen entgegenzuwirken.

Der Obersalzberg schließlich verweist für mich vor allem auf die Partei- und Staatsführung, ihr Personal mit dem »faulen Diktator« Hitler an der Spitze, wie Hans Mommsen ihn genannt hat, aber auch auf ihr Herrschaftssystem. Nun verstehen Sie mich bitte nicht dahin gehend, dass ich hier Vorschriften machen möchte, womit man sich an den jeweiligen Orten beschäftigen darf und womit nicht. Es geht um Themen, die man von der historischen Spezifik des Ortes her erwartet, nicht um Grenzen möglicher



Bildungsangebote. Ich denke, Einrichtungen an diesen Orten haben eine Verpflichtung, sich mit den Aspekten zu befassen, die ich genannt habe, aber es gibt viele gute Gründe, auch darüber hinauszugehen.

Zum einen haben Bildungseinrichtungen ja immer eine besondere Funktion für die Region, in der sie sich befinden. Berliner Schulklassen, die sich mit der NS-Propaganda befassen wollen, können in der Regel nicht nach Nürnberg fahren. So kommen sie mit ihrem Themenwunsch zu uns ins Haus der Wannsee-Konferenz. Wir weisen sie nicht ab, stellen aber sicher, dass die Verbindung zu unserem Kernthema hergestellt wird, das heißt, dass die antisemitische Propaganda der Nationalsozialisten und deren Auswirkungen im Rahmen des Studientags eine wichtige Rolle spielen.

Zum andern gibt es für bestimmte Fragestellungen nicht überall Angebote, obwohl historische Orte, die diese Fragen aufwerfen, durchaus vorhanden sind. In der Berliner Tiergartenstraße 4 befand sich bekanntlich die Zentrale, von der aus der Mord an Kranken und Behinderten organisiert wurde. Dort gibt es – neben der Berliner Philharmonie – ein abstraktes Denkmal und eine Gedenktafel, aber keine Einrichtung, die sich mit dem Krankemord befasst. Ausbildungsstätten und Dienste für Kranken- und Altenpflege, medizinische Fachbereiche und Hochschulen wenden sich mit dem Wunsch an das Haus der Wannsee-Konferenz, dass wir Studientage zu dieser Thematik durchführen. Bei unseren Seminartagen werden die ideologischen, technischen und personellen Zusammenhänge zwischen der »Aktion T 4« und der »Aktion Reinhard«, dem Mord an den Juden in den Lagern Treblinka, Sobibor, Belzec und Majdanek, herausgearbeitet. Sicherlich könnten viele der medizinethischen Themen, die interessieren, auch bearbeitet werden, ohne diese Verbindungslinien herzustellen. Aber dann fänden die entsprechenden Veranstaltungen besser in den einschlägigen Gedenkstätten wie in Bernburg, Pirna-Sonnenstein oder Hadamar statt.

Erinnerungsort Topf & Söhne. Die Ofenbauer von Auschwitz, Erfurt.  
Foto: Thomas Lutz



Dokumentationszentrum  
Obersalzberg.  
Foto: Institut  
für Zeitgeschichte

### **Tätergeschichte als Zugang zu den Ursachen der Verbrechen?**

Was können die verschiedenen Täterorte nun dazu beitragen, die Ursachen der nationalsozialistischen Verbrechen herauszufinden? Gegen die Annahme, der Schlüssel zu der Frage, warum es zu den NS-Verbrechen kam, liege bei den Tätern, sind zwei prinzipielle Einwände erhoben worden. Zum Einen: Entscheidend für das Zustandekommen der Taten seien überhaupt nicht bestimmte Täter, ihre Motivationen und ihre Gewaltbereitschaft, sondern Strukturen, an deren Zustandekommen zumindest die Täter vor Ort in der Regel gar nicht führend beteiligt waren. Der Soziologe Zygmunt Bauman hat den Erklärungswert psychologischer und sozialpsychologischer Ansätze entschieden bestritten und eine soziologische Erklärung versucht, die die Bedeutung des arbeitsteiligen Vorgehens und der Mechanismen des Vernichtungsapparats hervorhebt. Zum Zweiten ist argumentiert worden, nicht die Herkunft, Sozialisation und weltanschauliche Prägung der Täter seien entscheidend, sondern die Situation, in der sie sich befanden. In dieser spezifischen Situation hätten die meisten Beteiligten sich so verhalten, wie es nach den von der Sozialpsychologie erforschten Mechanismen des Handelns von Menschen in Gruppen zu erwarten gewesen sei. Die Bedeutung situativer Faktoren hat vor allem Christopher Browning herausgearbeitet.

Beide Thesen sind nicht unwidersprochen geblieben. Gegen den Hinweis auf die strukturellen Bedingungen ist eingewandt worden, dass zwar eine Mehrheit auf der Täterseite die Erwartungen der Befehlsgeber erfüllte, eine Minderheit sich der Befehlsausführung aber entzog und einige wenige ihr sogar entgegenarbeiteten, indem sie den Opfern nach Kräften zu helfen versuchten. Die Macht der Strukturen und die Dynamik des Vernichtungsprozesses hatten also nicht zur Folge, dass alle sich gleich verhielten. Darauf könnte man allerdings entgegnen, dass abweichendes Verhalten von einzelnen den Völkermord insgesamt nicht aufhielt.



Ein zweiter Einwand hebt hervor, dass Massenverbrechen unter ganz unterschiedlichen strukturellen Bedingungen stattfanden. Die Gegebenheiten, unter denen die Einsatzgruppen operierten, waren andere als die in den Todeslagern. Den meisten Massenerschießungen ging keine arbeitsteilig organisierte Deportation voraus, und von einem mechanisierten, distanzierten und unpersönlichen Töten konnte bei den Einsatzgruppenmorden nicht die Rede sein. Ein dritter Einwand richtet sich gegen die soziologisch-strukturelle Erklärung, relativiert aber auch den Hinweis auf die situativen Gegebenheiten. Er stützt sich auf Untersuchungen zur Propaganda und ideologischen Indoktrination der Massenmörder. Jürgen Matthäus hat zu zeigen versucht, dass die Täter keineswegs unvorbereitet zu den Mordeinsätzen kamen, sondern zuvor jahrelang antisemitischer Propaganda und gezielten Schulungen ausgesetzt waren. Harald Welzer spricht sogar davon, dass sich durch die rassistische Doktrin der Referenzrahmen verschoben habe, in dem die Handelnden ihre Taten interpretierten und auch sich selbst gegenüber rechtfertigten. Da der Nationalsozialismus auf der Annahme beruhte, Menschen seien entsprechend ihrer Rasse prinzipiell ungleich, habe Gewalt gegen die als Minderwertige, wenn nicht gar als »Untermenschen« Definierten als prinzipiell gerechtfertigt gegolten. Ja, sie sei sogar als notwendig und verdientvoll zur moralischen Pflicht erklärt worden. Heinrich Himmlers berühmte Rede vor SS-Generälen in Posen im Oktober 1943 ließe sich dafür als Beleg anführen. Er lobte die Mörder, das Morden »durchgehalten zu haben und dabei [...] anständig geblieben zu sein«. Das sei »ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt« der SS-Geschichte. Man kann allerdings fragen, wie verbreitet solches Denken war. Himmlers Forderung, über die Morde solle nicht gesprochen und nicht geschrieben werden, zeigt ja, dass auch er Zweifel daran hatte, ob die radikal rassistische Denk- und Handlungsweise der SS bei den Deutschen allgemein auf Verständnis stoßen würde.

Dokumentationszentrum  
Obersalzberg.  
Foto: Institut  
für Zeitgeschichte

### **»Normalität« der Täter**

Es gibt auch Übereinstimmungen zwischen den neueren Arbeiten, die sich mit Tätern befassen. Keiner der Erklärungsansätze geht heute noch davon aus, dass die Täter Psychopathen oder Monster gewesen seien. In der Wissenschaft ist heute nicht so sehr von der Pathologie der Täter, als von ihrer Normalität die Rede (was von einer Normalisierung der Taten scharf unterschieden werden muss!). Zwar gab es in Institutionen wie den Konzentrationslagern Mechanismen, die eine Selbstselektion sadistischer, vor keiner Brutalität zurückschreckender Männer und Frauen für bestimmte Funktionen förderten, doch können damit nicht die Massenverbrechen insgesamt erklärt werden. Christopher Browning hat nachgewiesen, dass die meisten Angehörigen des Reserve-Polizei-Bataillons 101, dessen Mordtaten er untersucht hat, »ganz gewöhnliche Männer« waren.

Das gilt erst recht für die Organisatoren der Massenverbrechen in der Bürokratie. In Vorbereitung auf den Prozess in Jerusalem untersuchte ein Psychiater den Angeklagten Adolf Eichmann, der mit nie erlahmendem Eifer viele Hunderttausend Männer, Frauen und Kinder in Todeslager hatte deportieren lassen, wo sie im Gas erstickt worden waren. Als man den Psychiater nach der Untersuchung fragte, ob Eichmann normal sei, antwortete er: »Ja, er ist normal. Jedenfalls normaler als ich es bin, nachdem ich ihn untersucht habe.« Die Anekdote verdeutlicht, was für eine Zumutung darin liegt, die Tatsache zu akzeptieren, dass solch monströse Taten von Männern begangen worden sind, die »normale Menschen« – also keine Psychopathen – waren.

Wenn wir den Eindruck vermeiden wollen, nur der Faszination durch den Horror Vorschub zu leisten, stellt sich umso dringlicher die Frage, warum es zu den NS-Verbrechen gekommen ist. Ähnlich wie in der Forschung gibt es auch in der Bildungsarbeit zwei Wege, sich dieser Frage zu nähern: den biographischen Ansatz und die Untersuchung exemplarischer Vorgänge und des Verhaltens der Beteiligten.

### **Handlungsmotive von Tätern/biographischer Ansatz**

Schüler interessieren sich meistens vor allem für die Handlungsmotive von Tätern. Dahinter steht oft die Vorstellung, die Taten ließen sich aus der Psychologie oder der Biographie der Täter schlüssig erklären. Doch die Frage nach den Handlungsmotiven ist komplizierter als es auf den ersten Blick scheint. Eine Antwort erfordert, auf Mentalitäten, ideologische Prägungen und Handlungsdispositionen einzugehen, aber auch auf institutionelle Vorgaben, Befehlsstrukturen und Handlungsspielräume sowie auf situative Faktoren wie Bedrohungsgefühle, Gruppendruck, Gelegenheiten zum Ausagieren von Aggressionen oder zur Bereicherung.

Aus didaktischen Gründen wird sich die Befassung mit Täterbiographien in der Regel auf bestimmte Aspekte beschränken müssen, da die umfassende Rekonstruktion einer Biographie – auch wenn die Quellenlage sie zuließe – den zeitlichen Rahmen von Bildungsveranstaltungen bei Weitem überschritte. Mögliche Zugänge sind die Analyse von Sozialisationsfaktoren (insbesondere der tertiären Sozialisation in den institutionellen Strukturen des Berufs, der Partei, der Wehrmacht usw.), von Karrieremustern sowie von Schlüsselereignissen und Entscheidungssituationen.

Es schmälert nicht die Verantwortlichkeit der Täter, wenn man feststellt, dass in vielen Fällen andere, die nicht Täter geworden sind, durchaus deren Rolle hätten übernehmen können und sie übernommen hätten, wenn sie Gelegenheit dazu gehabt

hätten. An Tätern können exemplarisch ideologische Prägungen bestimmter Gruppen der Bevölkerung, Mentalitäten und Verhaltensdispositionen studiert werden.

Allerdings stößt man bei einem solchen Vorhaben auf einige Schwierigkeiten. Wenn man nicht nur das Handeln der Täter rekonstruieren will, sondern auch ihre Mentalität und Denkweise, braucht man deren Selbstzeugnisse. Viele Täter haben ihr Handeln aber wenig reflektiert und noch seltener etwas dazu aufgeschrieben. Wenn sie Briefe oder gar Tagebücher geschrieben haben, haben sie diese oft vernichtet oder sie sind nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Häufiger gibt es autobiographisches Material aus der Nachkriegszeit, aber das muss mit großer Vorsicht rezipiert werden. In der Regel ist es im Zusammenhang mit Strafverfahren entstanden. So ist es nicht verwunderlich, dass die Autoren sich selbst zu rechtfertigen und ihre wahren Motivationen zu verbergen trachten. Die Verwendung solcher Schriften wie etwa der autobiographischen Aufzeichnungen des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höss, die dieser im Gefängnis vor seiner Hinrichtung verfasst hat, stellt hohe Anforderungen an die Kritikfähigkeit der Rezipienten. Man kann nur davor warnen, etwa Schüler, die einen kritischen Umgang mit Quellen noch nicht erlernt haben, mit solchem Material zu konfrontieren.

Bei der Verwendung persönlicher Texte aus der Zeit des Nationalsozialismus tritt oft eine andere Schwierigkeit auf. In diesen Texten äußert sich die Mentalität der Täter meist mit schockierender Brutalität und Offenheit. Solche Texte stellen wegen der in ihnen enthaltenen Ideologie eine besondere Herausforderung für die Teilnehmer an Bildungsveranstaltungen dar: Sie müssen die Texte nicht nur in den historischen Kontext einordnen; sie sollten auch in der Lage sein, deren Aussagen distanziert wiederzugeben und kritisch zu kommentieren. Jugendliche sind damit leicht sprachlich überfordert, sodass sie die von der nationalsozialistischen Ideologie geprägte Sprache der Täter reproduzieren. Das kann aufgrund von sprachlicher Ungeübtheit auch Jugendlichen unterlaufen, die selbst überzeugt sind, den Nationalsozialismus entschieden abzulehnen. Im schlimmsten Fall werden sogar ohne böse Absicht Denk- und Argumentationsmuster der Täter übernommen.

### **Analyse von Ereignissen**

Anstatt einzelne Täter zum Untersuchungsgegenstand zu machen, kann man auch Institutionen der Täter und ihr Funktionieren in den Blick nehmen. Da eine abstrakte Institutionenanalyse aber als Bildungsveranstaltung weder sinnvoll noch durchführbar sein wird, läuft dieser Ansatz faktisch auf die Untersuchung eines bestimmten Vorgangs oder einiger weniger Vorgänge hinaus. Dabei werden sowohl die Strukturen und Machtverhältnisse zur Sprache kommen als auch die Handlungsspielräume und Verhaltensweisen einzelner Personen. Im Rahmen von Fallstudien kann man zeigen, wie und (zumindest ansatzweise auch) warum Menschen zu Tätern geworden sind und wie andere sich dem entzogen oder verweigert haben. Dabei ist historisch viel über das NS-Regime zu lernen; der Ansatz ermöglicht aber auch politisch-moralisches Lernen, insbesondere dadurch, dass man am konkreten Fall zeigen kann: Es gab keinen alternativen Zwang zum Verbrechen. Die Täter haben Entscheidungen getroffen und sind dafür verantwortlich.

Als Beispiel möchte ich an einen Vorgang in Krutcha in Weißrussland erinnern, der in der zweiten Ausstellung über die Verbrechen der deutschen Wehrmacht präsentiert

worden ist. Da in diesem Fall zwei Gerichtsurteile vorliegen<sup>3</sup>, kann man daran auch etwas über den Umgang der bundesdeutschen Justiz mit NS-Verbrechen lernen.

Drei Kompanieführer erhielten denselben Befehl von ihrem Vorgesetzten, nämlich die gesamte jüdische Bevölkerung der Region Krutchka in Weißrussland zu ermorden. Einer von ihnen, Hermann Kuhls, ein Mitglied der SS, führte den Befehl aus, ohne zu zögern. Der Zweite, Friedrich Nöll, versuchte die Ausführung zunächst zu vermeiden, aber als der Befehl schriftlich bestätigt wurde, gehorchte er. Der Dritte, Josef Sibille, ein Lehrer und aktives Mitglied der NSDAP seit 1933, wies die Behauptung zurück, dass alte Juden, Frauen und Kinder eine Gefahr für die Sicherheit der deutschen Truppen seien und erklärte seinem Vorgesetzte, seine Kompanie werde nicht an der Aktion teilnehmen. Als er gefragt wurde, wann er denn endlich hart werde, antwortet er: »Nie«.

Aus diesem Fall könnte man moralische Lehren ableiten. Doch wäre die Vorstellung ziemlich blauäugig, moralische Lehrsätze könnten späteres Verhalten beeinflussen. Das interessanteste Detail scheint mir zu sein, dass derjenige, der sich geweigert hat, den Befehl auszuführen, NSDAP-Mitglied war, aber die nationalsozialistische »Moral« gerade nicht verinnerlicht hat. Ich sage das nicht, um NSDAP-Mitgliedschaft zu verharmlosen, sondern weil man daraus lernen kann, nicht schematisch zu urteilen, sondern die Realität in ihrer Widersprüchlichkeit zur Kenntnis zu nehmen.

Die Auseinandersetzung mit nationalsozialistischen Tätern und denjenigen, die nicht zu Tätern geworden sind, kann die Reflexion darüber anregen, woran Menschen sich in schwierigen Situationen orientieren und die Urteilsfähigkeit fördern. Dazu kann und soll historisch-politische Bildung an Täterorten in besonderem Maße beitragen.

**Dr. Wolf Kaiser** ist Leiter der Bildungsabteilung in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin.

1 Es handelt sich um das Manuskript eines Vortrag, der im 4. Fachgespräch zum Thema: »Politische Bildung und historische Orte des NS-Lernens: »Täterorte« am 12. Januar 2012 im Dokumentationszentrum Obersalzberg gemeinsam mit dem Institut für Zeitgeschichte und dem Institut für Jugendarbeit Gauting durchgeführt wurde.

2 In: Tom Lampert, Ein einziges Leben. Acht Geschichten aus dem Krieg. München: Hanser 2001, S. 201–238

3 Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1966. Bearbeitet von C. F. Rüter, D. W. De Mildt unter Mitwirkung von L. Hekelaar Gombert. Bd. 12, Amsterdam: Univ. Press, 1974, S. 369–385



# Interessengemeinschaft niedersächsischer Gedenkstätten und Initiativen zur Erinnerung an die NS-Verbrechen

Andreas Ehresmann

## Die Entwicklung der Gedenk- und Geschichtsinitiativen in Niedersachsen

Wie an vielen »vergessenen« (oder vergessen gemachten) Orten ehemaliger nationalsozialistischer Zwangslager, begannen in den 1980er Jahren auch in Niedersachsen an verschiedenen Orten lokale und zivilgesellschaftlich getragene Geschichts- und Erinnerungsinitiativen. Gerade in der Anfangsphase waren es oftmals nur Einzelpersonen, die vergessene oder verschwiegene lokale NS-Geschichte aufarbeiteten.

In der Auseinandersetzung mit der öffentlichen Verweigerung und der offiziellen Erinnerung entwickelten diese frühen Gedenk- und Erinnerungsinitiativen eigene Arbeitsweisen und Formen der Erinnerung und des Gedenkens. Ein wichtiges Ziel war dabei stets, die Orte der NS-Verbrechen in einem umfassenden Sinn zu »Lernorten« umzustrukturieren. Sehr wichtig waren in diesem Sinne die Kontaktaufnahme zu ehemaligen Häftlingen und der Aufbau einer eigenen Gedenkstättenpädagogik. Dieses private Engagement führte, oftmals gegen Widerstände vor Ort, in den 1980er und 1990er Jahren zur Errichtung erster Gedenkstätten in privater Trägerschaft, beispielsweise in Papenburg, Moringen, Salzgitter-Drütte oder Ende der 1990er Jahre Sandbostel. Zur Information wurden Dokumentationen oder Ausstellungen erarbeitet, die am Ort der Tat oder in der Nähe gezeigt wurden. Parallel zu dieser sich entwickelnden zivilgesellschaftlichen Gedenk- und Erinnerungslandschaft wurde von offizieller Seite durch das Land Niedersachsen bis dato lediglich die seit 1952 einzige niedersächsische Gedenkstätte in Landsträgerschaft am Standort des ehemaligen KZ Bergen-Belsen weiter ausgebaut. Von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung der vielfältigen Gedenk- und Erinnerungslandschaft in Niedersachsen war die am 17. Januar 1990 einstimmig vom Niedersächsischen Landtag beschlossene »Politische Unterstützung für die Arbeit und Finanzierung der Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus in Niedersachsen«. In der Folge stellte Niedersachsen als erstes Bundesland Haushaltsmittel zur Förderung der regionalen Gedenkstättenarbeit und der Erinnerungskultur zur NS-Geschichte zur Verfügung. Dadurch erfuhr die regionale und lokale Erinnerungsarbeit eine erhebliche Unterstützung, das Engagement vor Ort wurde dadurch verstetigt und die Erinnerungsarbeit professionalisiert.

## Vernetzung der Geschichtsinitiativen und Gründung der Interessengemeinschaft

Bereits in den Anfängen der lokalen Erinnerungsarbeit fanden erste Vernetzungen und ein sporadischer Austausch zwischen den verschiedenen Initiativen und Geschichtsgruppen statt. Einen Schub erfuhr dieser Austausch Anfang der 1990er Jahre durch landesweite Gedenkstattenseminare, die jährlich vom Gedenkstättenreferat der niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung ausgerichtet werden. Diese regelmäßigen Zusammenkünfte förderten und ermöglichten teils erst den Austausch und die Kooperation vieler Einrichtungen und Personen im zweitgrößten Flächenstaat Deutschlands.

Um die Zusammenarbeit weiter zu intensivieren und die Interessen der privat getragenen niedersächsischen Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen besser als bisher zu vertreten, gründeten im Januar 2000 achtzehn Vereine und Initiativen die »Interessengemeinschaft niedersächsischer Gedenkstätten und Initiativen zur Erinnerung an die NS-Verbrechen«, in der Kurzform »IG niedersächsische Gedenkstätten« oder »Interessengemeinschaft«. Als gemeinsames Ziel wurde in der Satzung festgelegt: »Der Verein fördert die Erinnerungen an die NS-Verbrechen und die aktive Aufarbeitung der NS-Zeit in Niedersachsen, indem er Kooperation und Austausch zwischen den Mitgliedern des Vereins unterstützt, die Erinnerungs- und Forschungsarbeit in ihrer Vielfalt öffentlich repräsentiert und die gemeinsamen Interessen der Mitglieder nach außen, insbesondere gegenüber politischen Gremien vertritt.«<sup>1</sup>

Dietmar Sedlaczek präzisiert 2009 in der Einleitung einer von der Interessengemeinschaft in Kooperation mit der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten herausgegebenen Broschüre, dass »[d]ie Aufgabe [...] eine Intensivierung der Zusammenarbeit der regionalen Gedenkstätten in freier Trägerschaft und der weit über 70 Initiativen in Niedersachsen sowie deren gezielte Interessenvertretung [ist]. Dazu bietet sie ihren Mitgliedern Seminare und Tagungen in Kooperation mit verschiedenen Partnern an.«<sup>1</sup>

Seit Gründung der Interessengemeinschaft ist die Mitgliederzahl deutlich gestiegen, was einerseits Ausdruck der Vielfalt der Geschichts- und Erinnerungsinitiativen in Niedersachsen ist und andererseits auf die Wahrnehmung der Interessengemeinschaft als wichtige Dachorganisation verweist. Gegenwärtig ist die Mehrheit der niedersächsischen Gedenkstätten in privater Trägerschaft, Erinnerungsinitiativen und Geschichtswerkstätten in der Interessengemeinschaft organisiert. Die Vertreterinnen und Vertreter der verschiedenen Initiativen bilden die Mitgliederversammlung, die mindestens einmal pro Jahr zusammen kommt. Von dieser wird der »Vorstand« der Interessengemeinschaft gewählt: der Sprecherrat. Dieser setzt sich aus mindestens fünf, höchstens sieben Mitglieder zusammen. Derzeit vertreten die Leiterin der Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte, der Leiter der KZ-Gedenkstätte Moringen, der Vorsitzende des Trägervereins Gedenkstätte Gestapokeller im Schloss Osnabrück, der Projektkoordinator der Stiftung Lager Sandbostel, der Geschäftsführer des Aktionskomitee Dokumentations- und Informationszentrum (DIZ) Emslandlager sowie die stellvertretende Vorsitzende des Gedenkkreises Wehnen die Interessengemeinschaft nach außen.

### **Austausch und Fortbildung**

Neben der konkreten Interessensvertretung in den Gremien der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten und gegenüber der niedersächsischen Politik sind die Förderung des Austausches zwischen den Mitgliedern sowie die Außendarstellung des Zusammenschlusses wichtige Aufgaben der Interessengemeinschaft. Die Möglichkeit der Zusammenkunft und des Austausches zu verschiedenen, die Initiativen betreffende Themen, bieten die jährlichen Mitgliederversammlungen. Darüber hinaus richtet die Interessengemeinschaft nunmehr bereits seit drei Jahren jährlich im Februar ein landesweites Gedenkstattenseminar in Papenburg aus. Unter dem übergeordneten Thema »Begegnungen mit Menschen und Tatorten 1933–1945« werden in den Seminaren vor allem über biografische Zugänge aus verschiedenen Gedenkstätten oder Erinnerungsorten individuelle Verfolgungsschicksale und die jeweiligen Tatorte, mittlerweile häufig auch Gedenkstätten, dargestellt. Als übergeordnetes Medium zur Vernetzung, vor allem aber



Im Januar 2002 präsentierte die neu gegründete Interessengemeinschaft die Ausstellung »Spuren suchen – Zeichen setzen. Gedenkstättenarbeit in Niedersachsen« im niedersächsischen Landtag in Hannover. Dadurch sollte einer größeren Öffentlichkeit das große Spektrum und die Bedeutung von niedersächsischen Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen aufgezeigt werden. Im Anschluss wurde die Ausstellung in verkleinerter Form an verschiedenen Orten Niedersachsens gezeigt. Foto: Dietmar Sedlaczek

auch zur Werbung für die verschiedenen Gedenkstätten und Initiativen wird von der Interessengemeinschaft eine Internetseite betreut, in der sowohl die Interessengemeinschaft als auch die einzelnen Mitglieder vorgestellt werden.<sup>2</sup> Termine und Veranstaltungshinweise können hier von den Mitgliedern veröffentlicht werden. Um in einer breiteren Öffentlichkeit die Aktivitäten und die Vielfältigkeit der niedersächsischen Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen bekannt zu machen, wurde 2009 von der Interessengemeinschaft in Kooperation mit der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten die Broschüre *Geschichte bewusst machen. Gedenkstätten und Erinnerungskultur in Niedersachsen* herausgegeben.<sup>3</sup> Auf 113 Seiten werden achtzehn niedersächsische Gedenkstätten und siebenzig Erinnerungs- und Geschichtsinitiativen vorgestellt.

### **Intervention durch die Interessengemeinschaft**

Eine wichtige, wenn nicht gar die wichtigste Intervention der Interessengemeinschaft war im Vorfeld der Gründung der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten<sup>4</sup> die kritische Begleitung des gesetzgebenden Verfahrens. Bereits in einem ersten Schreiben an den niedersächsischen Kultusminister Bernd Busemann hat die Interessengemeinschaft im November 2003 »ihrem Wunsch Ausdruck verliehen, für das bisherige beispielhafte Fördersystem Niedersachsens unter dem Dach einer Stiftung eine angemessene Fortsetzung oder Weiterentwicklung zu sehen«.<sup>5</sup> Da dieser Wunsch in dem von Kultusminister Busemann vorgelegten Entwurf für das »Gesetz über die ›Stiftung niedersächsischer Gedenkstätten« vom 10. März 2004 aber keinen Widerhall gefunden hat, erfolgte kurze Zeit später eine umfangreiche Stellungnahme zu dem vorgelegten Entwurf.

Die Interessengemeinschaft forderte einerseits die Fortsetzung der Förderung der bis zu diesem Zeitpunkt bereits durch Landeszuwendungen unterstützten Gedenkstätten DIZ Emslandlager, Moringen, Sandbostel und Salzgitter-Drütte, andererseits vor allem aber auch die Fortführung der bisherigen Förderpraxis der durch Vereine und Initiativen getragenen zivilgesellschaftlichen Erinnerungsarbeit in Niedersachsen.

Darüber hinaus wurde angemahnt, dass die Kooperation zwischen den landeseigenen Gedenkstätten Bergen-Belsen und Wolfenbüttel mit den zivilgesellschaftlich

getragenen Gedenkstätten und den Initiativen fortgeführt und die angestrebte Stiftung niedersächsische Gedenkstätten eine Netzwerkfunktion erhalten werden sollen. Konkret wurde der Erhalt der bisherigen breiten Förderpraxis der niedersächsischen Gedenkstättenarbeit, die Beibehaltung der bisherigen Lehrerfreistellungen für die gedenkstättenpädagogische Arbeit und die Beteiligung der IG an den einzurichtenden Gremien der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten (durch jeweils einen stimmberechtigten Sitz im Stiftungsrat und im Stiftungsbeirat) gefordert. Dadurch sollte gewährleistet werden, dass die Aufgabe der Förderung der Gedenkstättenarbeit in Niedersachsen neben den landeseigenen Gedenkstätten Bergen-Belsen und Wolfenbüttel fest in die SnG eingebunden ist.

In mehreren Punkten war die Intervention der Interessengemeinschaft »erfolgreich«. Als Interessenvertretung der regionalen Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen ist sie mit zwei Sitzen im Beirat der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten vertreten. Auch im Stiftungsrat ist die Interessengemeinschaft derzeit mit Elke Zacharias als ständiger Stellvertreterin von Sam Bloch und Dr. Dietmar Sedlaczek als beratendem Mitglied vertreten. Die Förderung der niedersächsischen Gedenkstätten wird aus einem eigenständigen Haushalt realisiert, unabhängig der Fördermittel für die der Stiftung niedersächsischen Gedenkstätten unterstellten Gedenkstätten Bergen-Belsen und Wolfenbüttel. Die bisherige Praxis der Lehrerabordnungen an die Gedenkstätten in privater Trägerschaft wurde beibehalten.

### **Stiftung niedersächsische Gedenkstätten**

Entgegen der anfänglichen Bedenken, dass 2004 mit der Stiftungsgründung durch die Landesregierung ein Wandel in der bisherigen Gedenkstättenförderung in Niedersachsen stattfinden würde, ist mit der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten und der von ihr unterhaltenen *Abteilung Gedenkstättenförderung Niedersachsen* und der *Dokumentationsstelle zur Geschichte von Widerstand und Verfolgung 1933–1945 auf dem Gebiet des Landes Niedersachsen* ein verlässlicher Partner entstanden. Der Leiter der Abteilung Gedenkstättenförderung Niedersachsen, Dr. Rolf Keller, beschreibt die Aufgaben: »Eine zentrale Aufgabe der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten ist die Förderung und Weiterentwicklung von Gedenkstätten und Initiativen zur Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen in Niedersachsen, insbesondere in privater Trägerschaft.«<sup>2</sup> Dazu wird die regionale Gedenkstättenarbeit finanziell und bei der Entwicklung von Gedenkstättenkonzeptionen unterstützt. Darüber hinaus koordiniert die Abteilung Gedenkstättenförderung Niedersachsen die wissenschaftliche und pädagogische Arbeit der Gedenkstätten in Niedersachsen.

Zur Weiterbildung und zur Netzerkennung werden von beiden Abteilungen (Gedenkstättenförderung und Dokumentationsstelle) regelmäßig landesweite Gedenkstättenseminare, Veranstaltungen und Workshops angeboten. Finanziell werden insbesondere die Gedenkstätten in Papenburg, Salzgitter-Drütte, Moringen, Sandbostel, Ohrbeck/Augustaschacht und Liebenau schwerpunktmäßig gefördert. Alle anderen Erinnerungsinitiativen können im Rahmen der Projektförderung Anträge an die Stiftung stellen, die dann von einer wissenschaftlichen Fachkommission beratend geprüft werden.

Wichtig für die regionale Gedenkstättenarbeit ist die Fortführung der bereits 1993 eingerichteten zentralen Dokumentationsstelle, in der beispielsweise schwer zugängige



Tag der offenen Tür der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten. Auf der linken Raumseite sind mehrere Selbstdarstellungen von regionalen niedersächsischen Gedenkstätten zu erkennen und auf der rechten eine Ausstellung zu den Aufgabenbereichen der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten. Foto: Andreas Ehresmann



Eröffnung einer Sonderausstellung zur Arbeit der Stiftung niedersächsischer Gedenkstätten im niedersächsischen Landtag in Hannover, 2009. Im Vordergrund sind Kurzdarstellungen von privat getragenen Gedenkstätten zu sehen. Foto: Andreas Ehresmann



Titelblatt der in Kooperation mit der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten herausgegebenen 116-seitigen Broschüre »Geschichte bewusst machen. Gedenkstätten und Erinnerungskultur in Niedersachsen«. Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Celle 2009

Dokumente in Kopien eingesehen werden können und eine Spezialbibliothek zum Nationalsozialismus in Niedersachsen genutzt werden kann.

Ein weiterer Aspekt der Förderung der regionalen Gedenkstättenarbeit ist die Förderung von Fahrten an die verschiedenen Gedenkstätten, die im Rahmen von schulischen oder außerschulischen Bildungsmaßnahmen stattfinden. 50 Prozent der Fahrkosten können bei der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten beantragt werden. Leider sind diese Förderungen von der Verfügbarkeit entsprechender Haushaltsmittel abhängig, und die Vergangenheit zeigt, dass die Nachfrage deutlich höher ist.

### **Resümee**

In Niedersachsen hat sich mit zwei landeseigenen Gedenkstätten, sechzehn Gedenkstätten in privater Trägerschaft und über siebzig Erinnerungsinitiativen eine reichhaltige und professionell arbeitende Gedenkstättenlandschaft entwickelt. Mit der Interessengemeinschaft etablierte sich eine starke und aktive Interessenvertretung, der mit der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten ein stabiler und verlässlicher Partner zur Seite steht. Dennoch bleibt zu konstatieren, dass insbesondere die finanzielle und personale Ausstattung der Gedenkstätten nach wie vor mangelhaft ist – und das ist nicht der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten als »ausführendem« Organ anzulasten.

Die Anerkennung der seit den 1980er Jahren sich kontinuierlich weiterentwickelnden Gedenkstätten- und Erinnerungslandschaft, die mittlerweile auf höchstem wissenschaftlichen und gedenkstättenpädagogischen Niveau ein aktiver Bestandteil einer lebendigen niedersächsischen Erinnerungskultur und ein nicht zu unterschätzender Bestandteil einer demokratischen Menschenrechtserziehung ist, sollte sich auch in einer adäquaten Förderung durch das Land Niedersachsen niederschlagen.

**Andreas Ehresmann** ist Projektkoordinator der Stiftung Lager Sandbostel, Leiter der Gedenkstätte Lager Sandbostel und Mitglied des Sprecherrates der Interessengemeinschaft niedersächsischer Gedenkstätten und Initiativen zur Erinnerung an die NS-Verbrechen.

### *Weitere Informationen:*

Interessengemeinschaft

[info@gedenkstaette-salzgitter.de](mailto:info@gedenkstaette-salzgitter.de) | [www.gedenkstaetten-niedersachsen.de](http://www.gedenkstaetten-niedersachsen.de)

Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

[info@stiftung-ng.de](mailto:info@stiftung-ng.de) | [www.stiftung-ng.de](http://www.stiftung-ng.de)

- 1 Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Geschichte bewusst machen. Gedenkstätten und Erinnerungskultur in Niedersachsen. Celle: Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, 2009, S. 10 f.
- 2 [www.gedenkstaetten-niedersachsen.de](http://www.gedenkstaetten-niedersachsen.de)
- 3 Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Geschichte bewusst machen. Gedenkstätten und Erinnerungskultur in Niedersachsen. Celle: Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, 2009.
- 4 Die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten wurde am 18. November 2004 durch einen einstimmigen Gesetzesbeschluss des Niedersächsischen Landtags als Stiftung öffentlichen Rechts begründet. Die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten löste damit die bisherige niedersächsische Landeszentrale zur politischen Bildung ab.
- 5 Angemerkt wurde aber auch, dass »selbst dieses System für keine der geförderten Einrichtungen oder Initiativen jene Absicherung einer personellen Grundausstattung ergeben [hat], die im Falle von anderen Kultur- und Bildungseinrichtungen üblich ist.«

# Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager

EIN INTERDISZIPLINÄRES FORUM FÜR JUNGE  
WISSENSCHAFTLERINNEN UND WISSENSCHAFTLER<sup>1</sup>

*Christiane Heß und Karsten Wilke*

Im Jahr 1994 fand in Hamburg erstmals ein »Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager« statt. Im September dieses Jahres wird er zum 18. Mal – diesmal in Bremen – durchgeführt.<sup>2</sup> Eine Forschungswerkstatt wird erwachsen. So hätte der Untertitel lauten können. Allerdings geht es in diesem Beitrag nicht um Anekdoten zu Kindheitserfahrungen oder pubertären Ausfällen, als vielmehr um einen kritischen und (selbst)reflektierten Blick auf mehr als siebzehn Jahre Workshopgeschichte.

Der Workshop richtete sich von Beginn an gezielt an fortgeschrittene Studierende und Promovierende. Seitdem beansprucht er als möglichst hierarchiefreier Raum, ein Forum für junge, noch nicht etablierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu schaffen und ihnen eine Gelegenheit zu bieten, ihre Forschungsprojekte vorzustellen und zu diskutieren. Organisiert wird der Workshop in jährlich wechselnden Konstellationen von einem Vorbereitungsteam, das die Teilnehmenden während der Tagung aus den eigenen Reihen wählen und beauftragen. Charakteristisch war und ist eine zumeist enge Anbindung an eine oder mehrere der an früheren nationalsozialistischen Terror- und Haftorten eingerichteten Gedenkstätten. Inzwischen wurden unter anderem die Gedenkstätten in Dachau, Buchenwald, Bergen-Belsen, Ulm (Oberer Kuhberg), Ebensee, Majdanek, Belzec, Saarbrücken (Neue Bremm), Hinzert, Natzweiler, Neuenгамme, Sachsenhausen, Ravensbrück, Auschwitz-Birkenau und Mauthausen in das Programm einbezogen.

Schon zu einem frühen Zeitpunkt ging der Workshop in seinen Themensetzungen über die eigentliche Geschichte der Konzentrationslager hinaus. Die vielgestaltige Nachnutzung der früheren Lagerorte wurde ebenso in die Fachdiskussionen einbezogen wie die Geschichte dort errichteter Gedenkstätten, die juristische Ahndung der in den Konzentrationslagern begangenen Verbrechen oder die verschiedenen Formengruppenspezifischer und nationaler Erinnerungskulturen. Charakteristisch war und ist zudem eine (inter-)disziplinäre Vielfalt: Zugriffe über die Geschichts- und Kulturwissenschaft, die Soziologie, die Medienwissenschaft, die Architektur- und Kunstgeschichte, über Musik-, Sport- und Literaturwissenschaft sind in den verschiedenen Beiträgen zu finden.

Der Austausch mit wissenschaftlichem und pädagogischem Fachpersonal bereicherte die Diskussionen nachhaltig und trug auch dazu bei, die (museums-)pädagogische Arbeit als Untersuchungsgegenstand zu erschließen.

Der vorliegende Beitrag stellt die wissenschaftsgeschichtliche und organisatorische Entwicklung des »Workshops zur Geschichte der Konzentrationslager« vor. Im Fokus stehen dabei die Arbeitsansätze, die Prozesshaftigkeit und Heterogenität der einzelnen Workshops und ihre Bedeutung sowohl für eine Netzbildung unter jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern als auch für die aktuelle Konzentrationslagerforschung im weiteren Sinne. Hierbei werden zwei Vertiefungen vorgenommen: Erstens sollen präsentierte Themen und Forschungsmethoden vorgestellt werden, zwei-

tens wird beides in den Zusammenhang einer »großen Linie« der NS-Forschung eingeordnet.

Tagungsberichte und -protokolle wie auch die seit dem Jahr 2000 regelmäßig erscheinenden Sammelbände ermöglichen es, einen Längsschnitt durch die in Vorträgen und Diskussionen behandelten Themen zu ziehen. Informationen über die Zeit vor 1999 sind hingegen spärlich gesät und nur selten veröffentlicht. Möglicherweise liegt dies darin begründet, dass die ersten Workshops einen weitaus informelleren Charakter besaßen.<sup>3</sup>

### **Historisch-politische Paradigmen und wissenschaftstheoretischer Rahmen**

Der »Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager« ist ein Phänomen des wiedervereinigten Deutschlands. Ein zentraler Grund für die Konjunktur des Themas »Gedenkstättenarbeit« in den neunziger Jahren – und daran geknüpft auch des Themas KZ-Forschung – ist nach einer Einschätzung Volkhard Knigges neben dem Historisierungspostulat auf Grund des »absehbaren Verlust[s] der Erfahrungsgeneration« die Übernahme der staatlichen »Mahn- und Gedenkstätten« der DDR in die bundesdeutsche Erinnerungslandschaft.<sup>4</sup> In den 1990er Jahren entstanden an den verschiedenen Gedenkstätten in Ost- und Westdeutschland neue Forschungsprojekte sowohl zu den jeweiligen Konzentrations- und Vernichtungslagern als auch zur Nachgeschichte dieser Orte. Die neuere KZ-Forschung war also nicht unbedingt an den Universitäten verankert und ihre Teil-Unabhängigkeit vom traditionellen Wissenschaftsbetrieb hat sie sich bis heute ein Stück weit bewahrt. Noch immer sind viele derartiger Forschungsprojekte in den jeweiligen Gedenkstätten angesiedelt und eng an deren Archive sowie deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gebunden. Viele Beiträge spiegeln das nicht nur darin, dass sie den Ansatz einer »doppelten Zeitgeschichte« verfolgen, der sowohl die Epoche zwischen 1933 und 1945 in den Blick nimmt als auch eine Historisierung des (erinnerungs-)politischen, geschichtswissenschaftlichen, literarischen oder pädagogischen Umgangs mit dem Nationalsozialismus einfordert.<sup>5</sup> Darüber hinaus findet sich häufig auch ein deutsch-deutscher Vergleich. Hans Günter Hockerts spricht in diesem Zusammenhang von einer ineinander verwobenen, aber dennoch deutlich unterscheidbaren »*historia tripartita*«, die nicht nur die Zeit vor und nach 1945 behandelt, sondern auch die verschiedenen politischen Kontexte von NS-Diktatur, BRD und DDR mit in die Analyse einbezieht.<sup>6</sup> Damit lässt sich der Rahmen der Workshops als »dreifache Zeitgeschichte« charakterisieren. Der deutsch-deutsche Vergleich wurde dazu im Verlauf der Jahre um eine internationale Vergleichsperspektive ausgeweitet – ablesbar an den Tagungsorten Ebensee (2003), Lublin (2005), Natzweiler (2006), Oświęcim (2010) und Linz (2011). Mit einer Fachdiskussion zum Thema »Holocaustforschung in Osteuropa« wurden 2004 erstmals gezielt unter anderem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Ungarn, Polen, Tschechien, der Slowakei und Weißrussland eingeladen.<sup>7</sup> In Form eines deutsch-französischen Vergleichs wurde die Internationalität im Jahr 2006 im Konzept eines Workshops verankert.<sup>8</sup> Seitdem wurden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den europäischen Nachbarländern sowie aus den USA, Kanada und Israel explizit zur Teilnahme aufgefordert,<sup>9</sup> Französisch und Englisch als Konferenzsprachen eingeführt und etabliert.<sup>10</sup> Der intensive und zum Teil kontrovers geführte Austausch verschiedener nationaler Perspektiven, Forschungsansätze und Herangehensweisen bereicherte den Workshop nachhaltig.





Im Gespräch mit der Leiterin der Gedenkstätte SS-Sonderlager/ KZ Hinzert, Dr. Beate Welter und dem Architekten der Gedenkstätte, Wolfgang Lorch vom Büro Wandel, Hoefler und Lorch Architekten, Saarbrücken (13. Workshop 2006, Neue Bremm/Saarbrücken). Foto: Andreas Ehresmann



Rundgang durch die KZ-Gedenkstätte Neuengamme mit Dr. Detlef Garbe (14. Workshop 2007, Neuengamme). Foto: Piotr Filipkowski



Rundgang durch das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau (16. Workshop 2009, Oświęcim). Foto: Andreas Ehresmann

## Inhalte und Methodologie

Ein inhaltlicher und methodologischer Rückblick auf die ersten 17 Jahre des »Workshops zur Geschichte der Konzentrationslager« erlaubt den Schluss, dass die Themewahl mit allgemeinen wissenschaftshistorischen Entwicklungen auf dem Gebiet der NS-Forschung korrespondiert. So wurde einerseits Konjunkturen wie zum Beispiel dem Aufkommen der Täterforschung in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre gefolgt. Andererseits lässt sich feststellen, dass neue und zum Teil ungewöhnliche Themen die Tagungen regelmäßig bereicherten. Zu erwähnen wären hier beispielsweise die Analyse von Gedenkstättenführungen<sup>11</sup> oder die Auswertung digitaler Geschichtskarten.<sup>12</sup>

Erste Tagungsberichte 1996 und 1998 differenzierten bereits zwischen forschungstheoretischen und inhaltlichen Aspekten, eine Schwerpunktsetzung, die bis in die Gegenwart den »Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager« prägt.<sup>13</sup> Der Münchner Workshop tagte 1996 am dortigen Institut für Zeitgeschichte und ermöglichte durch die Themensetzung »Lager und Umgebung«, »Arbeitseinsatz und ökonomische Ausbeutung von KZ-Häftlingen« sowie »Häftlingsgesellschaften« einen an der Trias Täter, Opfer und Zuschauer orientierten, multiperspektivischen Zugang, wie ihn Raul Hilberg wenige Jahre zuvor für die Holocaustforschung eingefordert hatte.<sup>14</sup> Neben der Ausweitung der Untersuchungsperspektive auf Interdependenzen zwischen den Lagern und ihrer Umwelt spiegeln sich in den Beiträgen weitere wissenschaftshistorische Entwicklungen.<sup>15</sup> Dazu gehören die Erschließung neuer Quellen, zum Beispiel aus dem Moskauer Sonderarchiv, und methodologische Reflexionen über den Einsatz von Computerprogrammen bei der Datenverarbeitung oder Diskussionen über das Internet als Forum.<sup>16</sup>

Zwei Jahre später, 1998 in Hannover, gab es erneut drei thematische Schwerpunkte: Lager, Akteure, Methoden. Im Zentrum standen neben den unterschiedlichen Häftlingsgruppen auch die Forschungsmethoden selbst sowie verschiedene Lagertypen wie zum Beispiel Arbeitserziehungslager oder Zwangsarbeitslager.<sup>17</sup> In der Ausweitung des Forschungsinteresses über die Konzentrationslager hinaus spiegelt sich die Auffassung, den Gesamtkomplex der nationalsozialistischen Repressionslager als Entität mit einem vielfältigen Beziehungsgeflecht zu begreifen, wie es bereits 1990 von Gudrun Schwarz angedacht worden war,<sup>18</sup> aber erst 15 Jahre später von Wolfgang Benz unter dem Signum »NS-Zwangslager« terminologisch gefasst wurde.<sup>19</sup> Somit erscheint der Titel »Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager« nur noch eingeschränkt berechtigt, da andere Lagertypen, beispielsweise Durchgangslager, Vernichtungslager oder auch Ghettos, in den Vorträgen und Diskussionen inzwischen regelmäßig berücksichtigt werden.<sup>20</sup> Folgerichtig übernahm der Tagungsband des Workshops des Jahres 2006 den Benz'schen Begriff in den Titel.<sup>21</sup> In diesem Zusammenhang fällt auf, dass seit einigen Jahren auch Repressionslager im Rahmen des Workshops thematisiert werden, die nicht von deutschen Institutionen eingerichtet wurden, sondern zum Beispiel von der Regierung der Dritten Französischen Republik<sup>22</sup> oder dem Vichy-Regime.<sup>23</sup> Im Jahr 2004 standen in Blaubeuren unter anderem die so genannten »Frühen Lager«, die im Zeitraum zwischen 1933 und 1935 bestanden, im Zentrum des Interesses.<sup>24</sup> Vier Beiträge untersuchten von SA-Angehörigen geführte Haftstätten in Ulm,<sup>25</sup> Wuppertal<sup>26</sup> und Berlin.<sup>27</sup> Die Ergebnisse verdeutlichen, dass die »Sonderlager für politische Gegner«, wie Falk Pingel sie bezeichnet,<sup>28</sup> in der Phase der nationalsozialistischen Machtdurchsetzung – im Gegensatz zu noch immer vorhandenen Etikettierungen – nicht als »wilde Lager« gelten können, da Aufbau, Verhaftungen, Verhöre, Folterungen und Morde auch

für die frühe Periode des »Dritten Reiches« sehr wohl nachvollziehbare Systematiken erkennen lassen. Im selben Band wurden in einer weiteren Sektion über »Rassismus, Deportation und Genozid« erneut unterschiedliche Lagertypen vorgestellt, diesmal Haftstätten, die während des Krieges im Kontext der sogenannten Rasse- und Siedlungspolitik entstanden. Mit den Lagern der Umwandererzentralstelle<sup>29</sup> wurde erstmals und bisher zum einzigen Mal im Rahmen des Workshops ein Lagertyp verhandelt, der nicht eindeutig unter der Kategorie der »NS-Zwangslager« fassbar ist, sondern im Sinne von Kiran Klaus Patel auch als so genanntes »Ausleselager« angesehen werden kann.<sup>30</sup>

Die Hannoveraner Zusammenkunft im Jahr 1998 stellte noch in einer anderen Hinsicht ein Novum dar. Zu dem bereits erwähnten Panel über die Lagertypen gehörte auch ein Beitrag von Jörg Skriebeleit über das KZ Flossenbürg und dessen Rezeption nach 1945.<sup>31</sup> Gemessen am vorliegenden Material handelt es sich um den frühesten Beleg für die Thematisierung der Geschichte der Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus und ihrer memorialkulturellen Bedeutungen.<sup>32</sup> Seither befand sich dieser Aspekt ununterbrochen im Programm. Zudem erfuhr er im Verlauf der vergangenen Dekade eine bemerkenswerte Ausfächerung: Bauliche Überreste,<sup>33</sup> Monumente und Mahnmale, Gedenkstättenpädagogik und -führungen<sup>34</sup> sowie Gedenkfeierlichkeiten und -rituale<sup>35</sup> wurden mit verschiedensten analytischen Instrumentarien untersucht. Zentral waren dabei Fragen nach Formen, Möglichkeiten und Ausrichtung der Geschichtsvermittlung, nach künstlerischen Interpretationen und Inszenierungen sowie ihren politischen Hintergründen und Zielen. Insbesondere die jeweiligen Mechanismen der Inklusion und Exklusion beispielsweise von Gruppen oder Wissensbeständen wurden immer wieder thematisiert. Die Hamburger Tagung des Jahres 2007 verschrieb sich in der Gesamtkonzeption dem Thema und widmete sich mit den Akteuren der Erinnerungspolitik erstmals ausschließlich der Nachgeschichte des Nationalsozialismus.<sup>36</sup>

Der »Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager« trägt somit seit mehr als einem Jahrzehnt maßgeblich dazu bei, Konzeptionen und Rezeptionsweisen von Gedenkort und Gedenkveranstaltungen als kommunikative Akte verstehbar zu machen, sie auf den Ebenen der Sachinformation, der Selbst- und Beziehungsaussagen zu analysieren und zudem die Akteure des Erinnerns einzubeziehen, anders gesagt: die Diskurse über die NS-spezifischen »Orte des Terrors« in den Fokus der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zu rücken.<sup>37</sup>

Zurück zum Workshop des Jahres 1998: Dieser setzte sich ebenfalls mit unterschiedlichen, häufig »vergessenen« Verfolgtengruppen sowie spezifischen Strukturen der Verfolgung auseinander. Der Thematik widmeten sich Beiträge über Sinti (Heike Krokowski), so genannte »Asoziale« (Christa Schikorra), über die Situation homosexueller Häftlinge in den der Justiz unterstellten Emslandlagern (Carola von Bülow) oder auch ein Beitrag über die besondere Rolle der Jugendkonzentrationslager Moringen und Uckermark (Martin Guse).<sup>38</sup> Der Zusammenhang von Verfolgungspraxis und Struktur der Lager war auch ein Schwerpunkt im Jahr 2000 – eine Verknüpfung, die auf dem fünf Jahre später stattfindenden Workshop aufgegriffen wurde. Bei jener Lubliner Tagung (2005) standen die Verbrechen und Formen der Gewaltausübung in den Konzentrationslagern, Ghettos, Zwangsarbeitslagern und Vernichtungsstätten vor allem im besetzten Polen im Mittelpunkt. Hier wurde besonders – wie schon zwei Jahre zuvor – nach den Tätern und ihren Handlungsspielräumen gefragt.<sup>39</sup> Ein Thema waren dabei auch die Praktiken der Gewalt. Anhand des »Sport Machens« untersuchte Veronika

Springmann, inwieweit »das befohlene Bewegen zu einer alltäglichen Gewalthandlung« wurde und stellte Fragen nach der Bedeutung nationalsozialistischer Körperkonzepte im Lager.<sup>40</sup> In den Folgejahren behandelten die Beiträge zunehmend methodisch fokussierte und interdisziplinär ausgerichtete Fragestellungen. So informierte Heike Krokowski 1998 über ihre Forschungen zu Traumata und plädierte für eine vermehrte Nutzbarmachung soziologischer und psychologischer Ansätze.<sup>41</sup> Juliane Brauer stellte ihre Arbeit über Musik im KZ Sachsenhausen vor und griff dabei sowohl auf soziologische Ansätze von Pierre Bourdieu als auch auf alltagsgeschichtliche Methoden zurück.<sup>42</sup> Im Jahr 2000, als der Workshop in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg tagte, findet sich erstmals eine linguistisch-literaturwissenschaftliche Annäherung an den Forschungsgegenstand »Konzentrationslager«. Nicole Warmbold untersuchte in ihrem Beitrag Überreste der so genannten »Lagersprache« in Erinnerungsberichten ehemaliger Häftlinge.<sup>43</sup> Eine wichtige These Warmbolds ist diejenige, dass anhand des Sprachgebrauchs in Berichten der – vergleichsweise privilegierten – deutschen politischen Häftlinge Rückschlüsse auf gruppenübergreifende Reaktionsmuster und Verhaltensweisen gezogen werden können. Schließlich, so ihre Argumentation, bildete sich die Lagersprache in einem spezifischen Kontext heraus und gewährleistete eine allgemeine Kommunikation innerhalb der Häftlingsgesamtheit. Linguistische und literaturwissenschaftliche Fragestellungen wurden in den Folgejahren wiederholt aufgegriffen und gehören seitdem zu einem der wichtigsten Schwerpunkte.<sup>44</sup>

Bereits auf dem dritten Workshop 1997 wurde vor dem Hintergrund der Debatte um die erste »Wehrmachtausstellung«<sup>45</sup> über Fotografien als historische Quellen diskutiert. Habbo Knoch befasste sich in seinem Beitrag mit den sogenannten »Täterbildern« und ihrem Gebrauch nach 1945.<sup>46</sup> Allerdings lässt sich feststellen, dass im Rahmen des Workshops kaum Beiträge zu Fotografien folgten.<sup>47</sup> Über mögliche Gründe für ein Ausbleiben derartiger Arbeiten kann nur spekuliert werden. Dennoch fällt auf, dass andere visuelle Quellen wie Filme, Grafiken und Zeichnungen durchaus thematisiert sowie in verschiedenen Beiträgen einzelne Bilder quellenkritisch eingeführt und genutzt wurden.<sup>48</sup> So standen in den letzten Jahren künstlerische Selbstzeugnisse von KZ-Häftlingen und Überlebenden im Mittelpunkt von Projekten, die die Diskussionen um die Wahrnehmungen, Interpretationen und Darstellungsweisen der NS-Zwangs-lager aus der Perspektive der Opfer und Überlebenden erweiterten.<sup>49</sup> Auf diese Weise avancierte die bildwissenschaftliche Analyse schließlich zu einem Schwerpunkt des Workshops. Einbezogen wurden dabei auch Arbeiten zur Geschichte der künstlerischen Gestaltungen von Gedenkstätten.<sup>50</sup>

### **Systematisierung oder Differenzierung?**

Karin Orth hat in ihrer historiographischen Einschätzung der neueren KZ-Forschung dazu angeregt, eine Systematisierung und Synthetisierung vorzunehmen, die einer weiteren »Ausdifferenzierung des Forschungsfeldes« und damit einer drohenden Unübersichtlichkeit entgegentritt.<sup>51</sup> Bislang haben sich systematisierende Ansätze, die thematische oder regionale Einzelergebnisse ordnend zusammenfassen, in der KZ-Forschung allerdings kaum durchsetzen können. In dieser Hinsicht ist auch der Workshop ein typischer Repräsentant jenes stark heterogenen Forschungsfeldes, dessen besondere Dynamik sich scheinbar kaum mit übergeordneten Fragestellungen fassen lässt. Gleichwohl haben die Organisationsteams stets versucht, die jeweiligen Beiträge

unter ausgewählten inhaltlichen Schwerpunkten zusammenzubringen. So präsentierte sich beispielsweise der Tagungsband des Jahres 2001 als Kompilation von Arbeiten zu NS-Prozessen<sup>52</sup> – tatsächlich war darin jedoch auch eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Beiträge zu weiteren Themen versammelt.<sup>53</sup> Im Gegensatz dazu entzogen sich ein Jahr später nur wenige Ausarbeitungen dem gesetzten Schwerpunkt, der, inspiriert durch die Debatte um Daniel Goldhagens Studie »Hitlers willige Vollstrecker«,<sup>54</sup> auf Täterschaft in den Konzentrationslagern lag.<sup>55</sup> Der Tagungsband aus Blaubeuren weist eine gut nachvollziehbare Strukturierung mit drei, wenn auch nur schwer aufeinander beziehbaren, Schwerpunkten auf, was sich in einem wenig eingängig formulierten Untertitel spiegelt.<sup>56</sup> Der Tagungsband »KZ-Verbrechen« (Lublin 2005) suggeriert durch seine Überschrift eine thematische Geschlossenheit. Bei näherer Betrachtung kommt jedoch auch hier ein breit gefächertes Spektrum von Beiträgen zum Vorschein, das von der Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung über die Praxis der Gewalt in den Lagern bis hin zu Debatten um Menschenrechtsbildung und Holocaust Education reicht.<sup>57</sup>

### **Der Workshop als Prozess**

Die Publikation zur Saarbrücker Tagung 2006 bündelt die Beiträge durch eine geografische Schwerpunktsetzung auf Westdeutschland, Frankreich und die Niederlande, die sich anhand dreier thematischer Aspekte noch einmal auffächert: Geschichte und Sozialstruktur der Lager, Selbstzeugnisse als Quellen sowie Formen des Erinnerens.<sup>58</sup> Der Vergleich von Tagungsprogramm<sup>59</sup> und -band mit der ursprünglichen Planung für Saarbrücken lässt deutliche Unterschiede bezüglich der räumlichen Verortung und der Themenauswahl erkennen. So bezog der Call for papers Luxemburg und Belgien statt der Niederlande ein und formulierte die Absicht, anhand sich wandelnder Verfolgungsmechanismen Überlegungen zu einer Periodisierung der letzten Kriegsmomente anzustellen.<sup>60</sup> Ähnliche Abweichungen finden sich auch in anderen Fällen. Das Organisationsteam des Hustedter Workshops legte beispielsweise ein Hauptinteresse auf die Befreiung der Lager, um hierbei insbesondere das Thema »Todesmärsche« einzubeziehen.<sup>61</sup> Zwar schlug sich der Anspruch in zwei Beiträgen nieder; eine ausführliche Behandlung der Schlussphase und Auflösung der Konzentrationslager blieb aber aus und bildet im Rahmen des Workshops und darüber hinaus nach wie vor ein Desiderat.<sup>62</sup> Dieses Beispiel führt den Einfluss der etablierten universitären Forschung auf die Nachwuchswissenschaft vor Augen und verdeutlicht, dass der emanzipatorische Effekt der Selbstorganisation unter Young Researchers begrenzt bleiben muss.

### **Heterogenität**

Die bisherigen Ausführungen verweisen auf zwei weitere zentrale Charakteristika des Workshops. Trotz einer intensiven Bemühung um eine Fokussierung erscheint die heterogene Zusammensetzung geografischer, thematischer und methodischer Vertiefungen als strukturelles Merkmal des »Workshops zur Geschichte der Konzentrationslager«. Dabei handelt es sich um eine Folge der Interaktion zwischen dem Organisationsteam und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Anders formuliert: Die Abweichungen zwischen Planung, Umsetzung und publizistischem Endprodukt verdeutlichen die Prozesshaftigkeit der Workshopprojekte. Ausgehend von der Ideensammlung bilden sie bis zur Realisierung der Tagungsbände ein bemerkenswert offenes Forum auch für Arbeiten, die den Schwerpunktsetzungen nicht oder nur zum Teil entsprechen.

Die Interaktion zwischen Organisationsteam und Vortragenden erklärt somit auch die Heterogenität der Beiträge. Durch eine stringenteren Binnenstruktur könnten die Tagungsbände Forschungsthesen gewiss gezielter platzieren und möglicherweise sogar eine stärkere Rezeption erfahren. In der konkreten Praxis dürfte das aber schwierig bleiben, da die Ausschreibungen mit den Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern nach wie vor nur einen kleinen Teil der Scientific Community ansprechen. Um ein möglichst hierarchiefreies Diskussionsforum mit einem eher informellen Charakter herzustellen und um die Teilnahme von fortgeschrittenen Studierenden und Promovierenden, die am Anfang ihrer wissenschaftlichen Laufbahn stehen, zu fördern, werden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich bereits im akademischen Betrieb etabliert haben, von den Organisationsteams bislang bewusst nicht eingeladen. Die prinzipielle Offenheit für disparate Themen und Ansätze ist also eine Folge des distinkten Charakters des Workshops als ein Austauschforum des wissenschaftlichen Nachwuchses; sie gehört zu seinem Selbstverständnis und trägt wesentlich zur Herausbildung seiner besonderen Qualität bei.<sup>63</sup>

### **Fazit und Ausblick**

Seit nunmehr 18 Jahren besteht der »Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager«. Aus einem anfangs eher improvisierten Forum zur Diskussion laufender Abschlussarbeiten ist inzwischen eine anerkannte Fachtagung erwachsen, ohne dass der besondere Werkstattcharakter und die Atmosphäre der kollegialen Beratung hätten aufgegeben werden müssen. Seit dem Jahr 2000 werden die Ergebnisse regelmäßig in Tagungsbänden der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ohne den unermüdlichen Eifer und die kreativen Ideen der jeweiligen Tagungsteams, das Engagement der Referentinnen und Referenten sowie der Teilnehmerinnen und Teilnehmer wäre dies nicht möglich. Doch die Mühe lohnt sich: Viele Mitwirkende konnten hier wertvolle Erfahrungen in der Tagungsorganisation, bei der Einwerbung finanzieller Mittel oder in redaktionellen Tätigkeiten gewinnen, und mitunter ergab sich sogar die Gelegenheit zu einer ersten Publikation. Einer der wichtigsten Erfolge des Workshops besteht zweifellos darin, dass mittlerweile ein sich stetig erweiterndes Netzwerk junger und zum Teil nun etablierter Forscherinnen und Forscher entstanden ist.

Der Workshop hat in den vergangenen Jahren wichtige Themen für die Forschung erschlossen und vertieft, sowohl im Hinblick auf die eigentliche Geschichte der Konzentrationslager als auch bezüglich ihrer Nachgeschichte. Inhalte und Schwerpunktsetzungen korrespondieren offensichtlich mit Konjunkturen der NS- und Holocaustforschung. Darüber hinaus lässt die Analyse der Beiträge auch ein Nebeneinander von singulären Vertiefungen, wie zum Beispiel bei dem Thema »Fotografien als Quellen«, und einer zirkulären Forschungsbewegung erkennen. So wurden die Themen »Lagertypen«, »Lagersprache« oder der Umgang mit baulichen Überresten in unregelmäßigen Abständen gleich mehrfach behandelt. Hierzu gehört auch die Erforschung und Kommentierung von Gedenkstättenarbeit, deutlich ablesbar an gleich zwei Besuchen in der Gedenkstätte Bergen-Belsen in den Jahren 2002 und 2007, sowohl vor als nach deren aufwendiger Umgestaltung und Neueröffnung. Im Rahmen des Workshops wurde bisher eine große Bandbreite an inhaltlichen und methodologischen Fragen diskutiert. Daraus leitete sich von Beginn an ein interdisziplinärer Anspruch her. Bei genauerer Betrachtung fällt jedoch auf, dass dieses Postulat leider noch nicht befriedigend reali-

siert werden konnte. Methodenvielfalt erscheint häufig eher als Akkumulation, denn als Synthese. Die große Schwierigkeit besteht noch immer darin, unterschiedliche methodische Annäherungen nicht nur vorzustellen, sondern auch gewinnbringend zu vereinen.

Trotz der großen thematischen Bandbreite lassen sich dennoch verschiedene weiße Flecken feststellen. So ist beispielsweise das Fehlen geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen und Perspektiven in den Beiträgen auffallend. Zwar wird in einzelnen Beiträgen von weiblichen oder männlichen Perspektiven gesprochen. Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie bleibt dabei jedoch zumeist ausgeblendet.<sup>64</sup> Ein wichtiges Desiderat ist nach wie vor die Erforschung der gesellschaftlichen Einbindung der Lager.<sup>65</sup> Diese Aufzählung im Rahmen einer Bestandsaufnahme soll allerdings nicht als Kritik, sondern vielmehr als Anregung zu weiteren Forschungsprojekten verstanden werden.

Zu klären wäre außerdem grundsätzlich, ob eine systematische Ausweitung des Workshopsprogramms auf andere nationalsozialistische Lager gewagt werden kann, beispielsweise durch die Einbeziehung der »Ghettos«. Die Forschungslücken sind evident: Im deutschen Machtbereich bestanden bis zu 1400 dieser Zwangslager und noch immer konzentrieren sich sowohl die Forschung als auch die öffentliche Rezeption auf die Großghettos Warschau und Litzmannstadt (Łódź). Eine andere Frage ist die mögliche Ausweitung auf andere Lagertypen wie zum Beispiel auf diejenigen des Reichsarbeitsdienstes und der Hitlerjugend oder auf die Wehrrerüchtigungslager. Das Ziel einer derartigen thematischen Öffnung kann fraglos nicht das des Vergleiches sein.<sup>66</sup>

Michael Wildt formulierte kürzlich einige Überlegungen zum Funktionswandel der NS-Lager, die er nicht nur als »exterritoriale Orte des Terrors im Ausnahmezustand«<sup>67</sup> versteht, sondern in ihrer Pluralität auch als »genuine Räume nationaler Herrschaft und einer Transformationspolitik, die Gesellschaft in Volksgemeinschaft verwandeln will.«<sup>68</sup> Nähme man die Vielfalt und unterschiedlichen Funktionen der NS-Lager ernst, dann stünde zum Beispiel die alltägliche Praxis von In- und Exklusion von Gemeinschaft und Gewalt der Lager im Forschungsmittelpunkt, so Wildt in seinem Resümee.

Vielleicht eröffnet sich hier aber die Möglichkeit, das NS-System insgesamt anhand seiner Institutionen und den zwischen ihnen bestehenden Wechselwirkungen noch besser zu verstehen und eine Einordnung in die deutsche und europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts vorzunehmen, wie sie auch Karin Orth resümierend einfordert.<sup>69</sup> Unter Berücksichtigung der heterogenen Struktur des Workshops könnte eine Ausweitung des Untersuchungsgegenstandes aber auch dazu führen, dass letztendlich doch nur nebeneinander – anstatt miteinander – diskutiert wird. So steht der zu Recht erhobenen Forderung nach Synthetisierung der Forschung der Wunsch nach ihrer gleichzeitigen thematischen Differenzierung sowie ihrer methodisch-theoretischen Entwicklung und Reflexion gegenüber.<sup>70</sup> Eine Auseinandersetzung mit diesen Positionen wird sicherlich auch zukünftige »Workshops zur Geschichte der Konzentrationslager« beschäftigen, in denen bereits Etabliertes überdacht und neue Forschungsfragen angeregt werden.

**Christiane Heß** studierte Geschichte und Kunstgeschichte an den Universitäten Hamburg und Salamanca/Spanien. Sie arbeitet an einem Dissertationsprojekt über Zeichnungen aus den Konzentrationslagern Neuengamme und Ravensbrück.

**Dr. Karsten Wilke** hat seit seinem Studium der Geschichte und Literaturwissenschaft in Bielefeld gedenkstättenpädagogische Tätigkeiten ausgeübt. Heute arbeitet er als selbstständiger Historiker und Bildungsreferent.

- 1 Der Beitrag ist bereits in einer früheren Fassung erschienen: Rückblicke – Einblicke – Ausblicke. 15 Jahre Workshop zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, in: Christiane Heß/Julia Hörath/Dominique Schröder/Kim Wünschmann (Hrsg.), *Kontinuitäten und Brüche. Neue Perspektiven auf die Geschichte der NS-Konzentrationslager*, Berlin: Metropol, 2011, S. 27–44. An dieser Stelle möchten wir uns sehr herzlich bei Nicole Warmbold und Friedrich Veitl vom Metropol Verlag für ihre Unterstützung bedanken.
- 2 Tagungsorte waren bislang Berlin (1995), München (1996), Göttingen (1997), Hannover (1998), Flossenbürg (2000), Weimar (2001), Hustedt (2002), Ebensee (2003), Ulm (2004), Lublin/Polen (2005), Saarbrücken (2006), Hamburg (2007), Fürstenberg/Oranienburg (2008), Oświęcim/Polen (2010) und Linz/Österreich (2011). Ungeklärt ist, ob im Jahr 1999 ein Workshop durchgeführt wurde. 2009 fand kein Workshop statt.
- 3 An dieser Stelle möchten wir uns herzlich bei Linde Apel, Karin Orth, Jan Erik Schulte und Gudrun Schwarz für Hinweise, Kommentare und Reflexionen bedanken. Vgl. Sybille Steinbacher/Bernd Wagner, *Kolloquium zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 44 (1996), S. 459–464; Diana Gring, »Workshop zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager« vom 8. bis 10. Oktober 1998, in: *KZ-Gedenkstätte Neuengamme* (Hrsg.), *Verfolgung Homosexueller im Nationalsozialismus*, Bremen 1999, S. 173–175 (Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland Bd. 5).
- 4 Vgl. Volkhard Knigge, *Tatort – Leidensort – Friedhof – Gedenkstätte – Museum. Notizen für eine KZ-Gedenkstättenarbeit der Zukunft*, Kassel 1997, S. 7.
- 5 Vgl. Karl Dietrich Bracher, *Doppelte Zeitgeschichte im Spannungsfeld politischer Generationen – Einheit trotz Vielfalt historisch-politischer Erfahrungen*, in: Bernd Hey/Peter Steinbach (Hrsg.), *Zeitgeschichte und politisches Bewusstsein*, Köln 1986, S. 53–71, hier S. 56 ff.
- 6 Vgl. Hans Günter Hockerts, *Einführung*, in: ders. (Hrsg.), *Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich*, München 1998, S. 7–25, hier S. 7.
- 7 Vgl. Karsten Wilke, *Tagungsbericht Geschichte der Konzentrationslager*. 11. bis 14. November 2004, Blaubeuern, in: *H-Soz-u-Kult*, 13. Januar 2005, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=663>, (eingesehen am 27. 2. 2012); Christoph Kopke/Karsten Wilke, *Blaubeuerner Tagung zur Geschichte der Konzentrationslager*, in: *Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsgeschichtsforschung*, 24 (2005), S. 127–130; *Tagungsprogramm Workshop Blaubeuern, Privatbesitz Karsten Wilke*.
- 8 Vgl. Juliane Brauer, *Call for Papers (CfP) Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager »Nationalsozialistische Lager im Westen Europas: Belgien, Deutschland, Frankreich und Luxemburg«*, <http://hsozkult.geschichte.huberlin.de/termine/id=5100>, (eingesehen am 27. 2. 2012); Janine Doerry/Alexandra Klei/Elisabeth Thallofer/Karsten Wilke (Hrsg.), *NS-Zwangsager in Westdeutschland, Frankreich und den Niederlanden. Geschichte und Erinnerung*, Paderborn 2008.
- 9 Vgl. Philipp Neumann, *CfP 14. Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager »Die Erinnerung an die nationalsozialistischen Konzentrationslager: Akteure, Inhalte, Strategien«*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=6994>, (eingesehen am 13. 2. 2012).
- 10 Vgl. Alexandra Klei, *Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager. Nationalsozialistische Lager im Westen Europas: Deutschland, Frankreich und die Niederlande*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=5764>, (eingesehen am 13. 2. 2012); Dominique Schröder, *CfP 15. Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager »Kontinuitäten und Brüche in der Entwicklungs- und Rezeptionsgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager«*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=8967>, (eingesehen am 15. 2. 2012).
- 11 Ein Thema, das – nicht zuletzt angeregt durch fruchtbare Diskussionen während der Workshops – inzwischen zu einem Standardwerk ausgearbeitet wurde. Vgl. Christian Gudehus, *Dem Gedächtnis zuhören. Führungserzählungen über NS-Verbrechen und ihre Repräsentation in deutschen Gedenkstätten*, Essen 2006.
- 12 Vgl. Cornelia Siebeck, *Review of Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager. H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews*. October, 2010, <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=31622> (eingesehen am 15. 2. 2012).
- 13 Vgl. Steinbacher/Wagner, *Kolloquium*; Gring, *Workshop*.
- 14 Vgl. Raul Hilberg, *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933–1945*, Frankfurt am Main 1992.
- 15 Vgl. Norbert Frei (Hrsg.), *Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit: Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik*, München 2000 (Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz, Bd. 4). Vgl. auch den ersten Teil »Akteure und Profiteure des KZ-Systems« des jüngsten Tagungsbandes: Heß/Hörath/Schröder/Wünschmann, *Kontinuitäten*.
- 16 Vgl. Steinbacher/Wagner, *Kolloquium*, S. 463 f.
- 17 Vgl. Gring, *Workshop*, S. 173 f.
- 18 Vgl. Gudrun Schwarz, *Die Nationalsozialistischen Lager*, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1996.



- 19 Vgl. Wolfgang Benz, Nationalsozialistische Zwangslager. Ein Überblick, in: ders./Barbara Distel (Hrsg.), Die Organisation des Terrors, München 2005 (Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 1), S. 11–29.
- 20 Vgl. Janine Doerry, Das Lager Drancy und die Deportation der Juden aus Frankreich, in: Akim Jah/Christoph Kopke/Alexander Korb/Alexa Stiller (Hrsg.), Nationalsozialistische Lager. Neue Beiträge zur NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik und zur Gedenkstättenpädagogik, Münster 2006, S. 166–184; Jan Henrik Fahlbusch, Im Zentrum des Massenmords. Ernst Zierke im Vernichtungslager Belzec, in: Wojciech Lenarczyk/Andreas Mix/Johannes Schwartz/Veronika Springmann (Hrsg.), KZ-Verbrechen. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager und ihrer Erinnerung, Berlin 2007, S. 53–72; Alexander Friedmann, Die Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung im ehemals polnischen Weißrussland, in: ebenda, S. 15–31.
- 21 Vgl. Doerry/Klei/Thalhofer/Wilke, NS-Zwangslager.
- 22 Vgl. Claudia Nickel, Vergessene Orte? Die Erinnerung an die südfranzösischen Internierungs- und Konzentrationslager in der Literatur und an den historischen Orten, in: ebenda, S. 149–163.
- 23 Vgl. Doerry, Lager Drancy.
- 24 Abweichend von der Periodisierung des Blaubeurer Tagungsbandes hat sich in der KZ-Forschung mittlerweile eine Eingrenzung der Periode der »Frühen Lager« auf die Zeit vor Gründung der Inspektion der Konzentrationslager (IKL), das heißt auf die Jahre 1933 bis 1934, weitgehend durchgesetzt. Vgl. Hermann Kaienburg (Hrsg.), Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933–1945. Die Veränderung der Existenzbedingungen, Berlin 2010.
- 25 Vgl. Christoph Kopke, Konzentrationslager und »Schutzhaft« in der frühen NS-Zeit. Das KZ Oberer Kuhberg in Ulm. Ein Überblick, in: Jah/Kopke/Korb/Stiller, Nationalsozialistische Lager, S. 17–32.
- 26 Vgl. David Magnus Mintert, Das Lager Kemna in Wuppertal – ein frühes Konzentrationslager, in: ebenda, S. 33–51.
- 27 Vgl. Irene Mayer, Wie »wild« war der Terror der SA? Eine Analyse der frühen Berliner Konzentrationslager und SA-Haftstätten, in: ebenda, S. 52–61; Barbara Danckwortt, Die Kasernen General-Pape-Straße – ein frühes Konzentrationslager in Berlin, in: ebenda, S. 62–78.
- 28 Vgl. Falk Pingel, Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager, Hamburg 1978, S. 23.
- 29 Vgl. Gerhard Wolf, Rassistische Utopien und ökonomische Zwänge. Die rassistischen Selektionen polnischer Arbeitskräfte durch die SS in den Lagern der Umwandererzentralstelle, in: Jah/Kopke/Korb/Stiller, Nationalsozialistische Lager, S. 125–144.
- 30 Vgl. Kiran Klaus Patel, »Auslese« und »Ausmerze«. Das Janusgesicht der nationalsozialistischen Lager, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 54 (2006) 4, S. 339–365.
- 31 Vgl. Gring, Workshop, S. 174.
- 32 Dazu vgl. James E. Young, Mahnmale des Holocaust. Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens, München 1994; Detlef Hoffmann (Hrsg.), Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995, Frankfurt am Main 1998.
- 33 Vgl. Jörg Skriebeleit, Ansätze zur Neukonzeption der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Aspekte einer nachholenden Entwicklung, in: Haustein/Schmolling/Skriebeleit, Konzentrationslager, S. 15–25; Rikola-Gunnar Lüttgenau, Buchenwald wird in die DDR eingemeindet, in: ebenda, S. 27–42; Andreas Ehresmann, Die Krematorien des KZ Neuengamme. Genese, Rezeption und Memorialkultur, in: Doerry/Klei/Thalhofer/Wilke, NS-Zwangslager, S. 193–207.
- 34 Vgl. Verena Haug, Pädagogische Kommunikation in der Gedenkstättenpraxis. Konzeption einer qualitativen Untersuchung, in: Jah/Kopke/Korb/Stiller, Nationalsozialistische Lager, S. 202–212; Imke Scheurich, Historisch-politische Bildung in KZ-Gedenkstätten. Ein Forschungsprojekt zur aktuellen Fachdebatte, in: ebenda, S. 187–201; Christian Gudehus, Methodische Überlegungen zu einer Wirkungsforschung in Gedenkstätten, in: Ralph Gabriel/Elissa Mailänder Koslov/Monika Neuhofer/Else Rieger (Hrsg.), Lagersystem und Repräsentation. Interdisziplinäre Studien zur Geschichte der Konzentrationslager, Tübingen 2004, S. 206–219.
- 35 Vgl. Alexander Prenninger, Riten des Gedenkens. Befreiungsfeiern in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, in: Gabriel/Mailänder Koslov/Neuhofer/Rieger, Lagersystem, S. 183–295.
- 36 Andreas Ehresmann/Philipp Neumann/Alexander Prenninger/Régis Schagdenhauffen (Hrsg.), Die Erinnerung an die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Akteure, Inhalte, Strategien, Berlin 2011.
- 37 Arnold Vogt entwirft die Idee, museale Ausstellungen und Begleitprogramme mit dem Kommunikationsmodell Friedemann Schulz von Thun zu begreifen. Vgl. Arnold Vogt, Wider die Sprachlosigkeit! Grenzgänge zwischen Schul-, Gedenkstätten- und Museumspädagogik, in: Wulff E. Brebeck/Barbara Stambolis (Hrsg.), Erinnerungsarbeit kontra Verklärung der NS-Zeit. Vom Umgang mit Tatorten, Gedenkorten und Kultorten, München 2008, S. 6–27, hier S. 15 f.
- 38 Vgl. Gring, Workshop, S. 174 f.
- 39 Vgl. Christoph Kopke, Das KZ als Experimentierfeld. Ernst Günther Schenck und die Plantage in Dachau,

- in: Gabriel/Mailänder Koslov/Neuhofer/Rieger, *Lagersystem*, S. 13–28; sowie die Aufsätze von Marco Pukrop, Jan Henrik Fahlbusch und Birga Meyer in: Lenarczyk/Mix/Schwartz/Springmann, *KZ-Verbrechen*.
- 40 Vgl. Veronika Springmann, »Sport machen«. Eine Praxis der Gewalt im Konzentrationslager, in: ebenda, S. 89–101.
- 41 Vgl. Gring, *Workshop*, S. 175.
- 42 Vgl. Juliane Brauer, »Auf Wiedersehen in besseren Zeiten«. Musik als Alltagsstrategie tschechischer Studenten im Konzentrationslager Sachsenhausen, in: Lenarczyk/Mix/Schwartz/Springmann, *KZ-Verbrechen*, S. 103–118.
- 43 Vgl. Nicole Warmbold, *Der verstellte Blick. (Sprach-) Geschichtsschreibung in Abhängigkeit von der Quellenlage am Beispiel der Lagersprache in Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen*, in: Haustein/Schmolling/Skriebeleit, *Konzentrationslager*, S. 107–112.
- 44 Vgl. auch Dominique Schröder, Überlegungen zum methodischen Umgang mit Tagebüchern als Quelle der Konzentrationslagerforschung, in: Doerry/Klei/Thalhofer/Wilke, *NS-Zwangslager*, S. 93–104; Imke Hansen/Katarzyna Nowak, Über Leben und Sprechen in Auschwitz. Probleme der Forschung über die Lagersprache der polnischen Häftlinge von Auschwitz, in: Heß/Hörath/Schröder/Wünschmann, *Kontinuitäten*, S. 115–141.
- 45 Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944*, 3. Aufl., Hamburg 1997.
- 46 Vgl. Habbo Knoch, *Täterbilder, Soldatenbilder. Zu Gebrauchsweisen von Fotografien der NS-Verbrechen nach 1945*. Vortrag auf dem dritten Workshop zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Oktober 1997, <http://www.user.gwdg.de/~bweisbr1/Knoch.html#Votr%E4ge>, (eingesehen am 14. 6. 2010).
- 47 Eine Ausnahme stellt diesbezüglich zum Beispiel der Beitrag von Thomas Weber über Fotografien aus dem Ghetto Łódź dar. Vgl. Thomas Weber, *Konstruktion der Erinnerung. Der selektive Umgang mit Fotografien von Henryk Ross aus dem Ghetto Łódź*, in: Haustein/Schmolling/Skriebeleit, *Konzentrationslager*, S. 169–180; Christoph Kopke, *Geschichte der NS-Konzentrationslager: Ein Tagungsbericht in: IWK: internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, 36 (2000), S. 529–532.
- 48 Vgl. Christine Müller, *Die Darstellung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau in Andrzej Munks Pasazerka und Wanda Jakobwskas Ostatni Etap*, in: Lenarczyk/Mix/Schwartz/Springmann, *KZ-Verbrechen*, S. 177–190; Anja Horstmann, *Nach den Bildern ist vor den Bildern. Dokumentarisches Filmmaterial als Quelle für die Holocaust-Forschung*, in: Heß/Hörath/Schröder/Wünschmann, *Kontinuitäten*, S. 265–183.
- 49 Vgl. Christiane Heß, *Zeichnungen aus dem KZ Neuengamme als Selbstzeugnisse. Funktion und Rezeption*, in: Doerry/Klei/Thalhofer/Wilke, *NS-Zwangslager*, S. 133–145; Jörn Wendland, *Bildgeschichten von Häftlingen der Konzentrations- und Vernichtungslager. Kontinuitäten und Wandel in Funktion, Ikonografie und Narration vor und nach 1945*, in: Heß/Hörath/Schröder/Wünschmann, *Kontinuitäten*, S. 142–164, in diesem Band.
- 50 Vgl. Zofia Wóycicka, *Die Gedenkstätte Treblinka im Entwurf von Wladyslaw Niemiec und Alfons Zielonko. Eine ikonografische Analyse*, in: Lenarczyk/Mix/Schwartz/Springmann, *KZ-Verbrechen*, S. 119–138.
- 51 Karin Orth, *Die Historiografie der Konzentrationslager und die neuere KZ-Forschung*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 47 (2007), S. 579–598, hier S. 598.
- 52 Vgl. Elissa Mailänder-Koslov, *Die juristische Ahndung von NS-Verbrechen in Österreich. Ein Überblick*, in: Sabine Moller/Miriam Rürup/Christel Trouvé (Hrsg.), *Abgeschlossene Kapitel? Zur Geschichte der Konzentrationslager und der NS-Prozesse*, Tübingen 2002, S. 200–219; Georg Wamhof, *Prozessgebundene Kampagnenpolitik. Die »DDR-Nebenklage« im Essener KZ-Dora-Prozeß 1967 – 1970*, in: ebenda, S. 173–186.
- 53 Vgl. Moller/Rürup/Trouvé, *Abgeschlossene Kapitel*. In diesem Band befinden sich beispielsweise Beiträge zu Außenlagern, Häftlingsgruppen oder zur Kommunikation in den Lagern.
- 54 Vgl. Daniel Jonah Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, 2. Aufl., Berlin 1996.
- 55 Vgl. Ulrich Fritz/Silvija Kavčič/Nicole Warmbold, *Vorwort*, in: dies., *Tatort KZ*, S. 7–11, hier S. 8.
- 56 Vgl. Jah/Kopke/Korb/Stiller, *Nationalsozialistische Lager. Der Untertitel des Sammelbandes lautet: »Neue Beiträge zur NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik und zur Gedenkstättenpädagogik«*.
- 57 Vgl. Wojciech Lenarczyk/Andreas Mix/Johannes Schwartz/Veronika Springmann, *Einleitung*, in: dies., *KZ-Verbrechen*, S. 7–13, hier S. 7.
- 58 Vgl. Doerry/Klei/Thalhofer/Wilke, *NS-Zwangslager*.
- 59 Vgl. Klei, *Workshop*.
- 60 Vgl. Brauer, *CfP Workshop*.
- 61 Vgl. Rolf Schmolling, *CfP, Workshop zur Gesch. d. KZ (17. bis 20. Oktober 2002 Hustedt b. Bergen-Belsen)*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=1017> (eingesehen am 27. 2. 2012).

- 62 Vgl. Katrin Greiser, »Die Masse von ihnen stellte kein kampffähiges Element dar«. Deutsche Kommunisten zur Evakuierung von Buchenwald, in: Fritz/Kavčić/Waribold, Tatort KZ, S. 138–158; Monika Neuhofer, (K)eine Rückkehr in die Normalität. Die Befreiung von Buchenwald im Spiegel der Texte Jorge Semprúns, in: ebenda, S. 158–171. Vgl. als Ausnahmen: Simone Erpel, Zwischen Vernichtung und Befreiung. Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in der letzten Kriegsphase, Berlin 2005, sowie: Elisabeth Thalhofer, Entgrenzung der Gewalt. Gestapo-Lager in der Endphase des Dritten Reiches, Paderborn 2010. Mittlerweile erschienen ist die deutsche Übersetzung der Studie von Daniel Blatman, Die Todesmärsche 1944/45 – Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords, Reinbek bei Hamburg 2011.
- 63 Vgl. zum Beispiel John Cramer, Selbstbehauptung oder Kollaboration? Die »Gerichtskommission« des Konzentrationslagers Bergen-Belsen, in: Gabriel/Mailänder-Koslov/Neuhofer/Rieger, Lagersystem, S. 87–99; Stefan Kessler, Displaced Persons. Der erste Testfall für das westdeutsche Asylrecht, in: Fritz/Kavčić/Waribold, Tatort KZ, S. 171–187.
- 64 Vgl. Martina Gugglberger, »... und hat mir eine Nachricht zukommen lassen.« – Frauen im Widerstand, in: Gabriel/Mailänder-Koslov/Neuhofer/Rieger, Lagersystem, S. 172–182; Susan Hogervorst, Weiblichkeit und Widerstand. Transnationale und nationale Erinnerungskulturen zu Ravensbrück, in: Ehresmann/Neumann/Prenninger/Schagdenhauffen, Erinnerung, S. 77–93.
- 65 Vgl. Christopher Dillon, The Dachau SS and the locality 1933–1939, in: Heß/Hörath/Schröder/Wünschmann, Kontinuitäten, S. 47–63 und Helen Whatmore, Exploring KZ "Bystanding" within a West-European Framework. Natzweiler-Struthof, Neuengamme and Vught-Herzogenbusch 1939–1945 in: ebd., S. 64–79.
- 66 Das suggeriert eine Reflexion von Kiran Klaus Patel. Vgl. Patel, Janusgesicht.
- 67 Michael Wildt, Funktionswandel der nationalsozialistischen Lager, in Mittelweg 36, 4, 2011, S. 76–86, hier: S. 86.
- 68 Ebd.
- 69 Vgl. Orth, Historiographie, S. 598.
- 70 Vgl. Janosch Steuwer, Tagungsbericht Kontinuitäten und Brüche in der Entwicklungs- und Rezeptionsgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. 15. Workshop zur Geschichte der Konzentrationslager. 12. bis 16. November 2008, Oranienburg/Fürstenberg, in: H-Soz-u-Kult, 9. Februar 2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2514> (eingesehen am 27. 2. 2012).

# »... und was machen wir jetzt mit dem Lager?«

MÖGLICHKEITEN DER ARBEIT UND DES ENGAGEMENTS  
AN GEDENKSTÄTTEN – TAGUNG ZUM 20-JÄHRIGEN BESTEHEN  
DES VEREINS DOKUMENTATIONS- UND GEDENKSTÄTTE  
SANDBOSTEL, BREMERVÖRDE, 13.–15. JANUAR 2012

*Andrea Genest*

Es ist zwanzig Jahre her, dass sich der Verein »Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e.V.« mit dem Ziel gegründet hat, die Geschichte des Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers Stalag X B Sandbostel zu erforschen und sich um eine Gedenkstätte auf dem Gelände des ehemaligen Lagers zu bemühen. Die Forderungen nach einem angemessenen Ort des Gedenkens und der Information gehen dabei bereits bis in die 1970er Jahre zurück und sind seither immer wieder Anlass für öffentlich ausgetragene Konflikte, auch über die regionale Presse hinaus.

Vor dem Hintergrund dieser Auseinandersetzungen ist es als Erfolg zu werten, dass das zwanzigjährige Bestehen des Gedenkstättenvereins um den Historiker Dr. Klaus Volland im Januar 2012 in Bremervörde unter großer Anteilnahme mit einem Festakt und einer Tagung begangen wurde. Anlass, einige Personen öffentlich zu ehren, die die Arbeit insbesondere in der Anfangszeit sehr gestärkt haben: Petra Fischer stellte dem Verein seit 1993 eine Wohnung in Bremervörde zur Verfügung, die als erste Gedenkstätte genutzt wurde – die Baracken des ehemaligen Lagers dienten zu diesem Zeitpunkt noch als Magazin für einen Militariahändler, das ehemalige Lagergelände selbst war als Gewerbegebiet ausgewiesen. Heike Treu, Politikerin der Grünen, gehörte zu den Gründerinnen des Vereins und Ludwig Althaus unterstützte als SPD-Kreistagsabgeordneter mit politischen Initiativen die Bemühungen um die Gründung einer Gedenkstätte. Und nicht zuletzt war es an der Zeit, Klaus Volland für sein unermüdliches Engagement in den letzten dreißig Jahren einen großen Dank auszusprechen. 2005 führten all diese Ansätze zur Gründung der Stiftung Lager Sandbostel, die den Rahmen für die sich derzeit im Entstehen befindende Gedenkstätte Lager Sandbostel bildet. Der Verein ist weiterhin neben anderen Institutionen Mitglied der Stiftung und begleitet auch die Arbeit an der neuen Ausstellung. Eine wichtige Grundlage ist noch immer die Monographie zur Geschichte des Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers Sandbostel, die Klaus Volland und Werner Borgsen bereits 1991 vorgelegt haben.<sup>1</sup>

Eine besondere Ehrung erfuhr Ruth Gröne, die sich seit Jahren vehement für eine Gedenkstätte einsetzt. Ihr liegt insbesondere an einer angemessenen Ehrung der im KZ-Auffanglager Gestorbenen. Ihr Vater ist einer von ihnen gewesen. Sie besucht Sandbostel regelmäßig und verbindet dies mit einer Möglichkeit, Jugendlichen aus der Geschichte ihrer Familie zu erzählen. Den Festvortrag hielt Andreas Ehresmann, Projektleiter der Gedenkstätte und des Ausstellungsprojekts in Sandbostel. Er stellte den Umgang mit den elf im Besitz der Stiftung Lager Sandbostel befindlichen Originalbaracken in den Mittelpunkt seiner Ausführungen, um an ihnen einige Grundsätze in der Arbeit der Gedenkstätte zu verdeutlichen. Diskursivität sei ein wesentliches Merkmal. Diese verbiete auch eine immer wieder geforderte Rekonstruktion der Originalbaracken, was nur einen vermeintlich einfacheren Zugang zur Geschichte bieten würde. »Mit

Rekonstruktionen entspräche man nur den mitgebrachten Bildern im Kopf der Besucher und nähme der historischen Substanz ihre Glaubwürdigkeit«, so Andreas Ehresmann.<sup>2</sup>

Dr. Habbo Knoch, Geschäftsführer der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, hob in seinem Grußwort die an diesem Ort besonders eindrückliche Überlagerung historischer Schichten hervor, die zu den Besonderheit der Gedenkstätte in Sandbostel gehöre. Das ehemalige Lager wurde in der Nachkriegszeit nacheinander als Lager für internierte SS-Männer von den britischen Besatzungsbehörden, als Strafgefängnis und in den 1950er Jahren als Notaufnahmelager für jugendliche männliche Flüchtlinge aus der DDR geführt. In den 1960er Jahren diente es als Depot für die Bundeswehr und seit den 1970er Jahren war das Gelände als Gewerbegebiet ausgewiesen. Nachdrücklich hob Habbo Knoch die gelungene Verbindung von bürgerschaftlichem und kommunalem Engagement in der Arbeit der Gedenkstätte hervor. Und so ließ es sich auch der Landrat Hermann Luttmann nicht nehmen, den engagierten Demokraten zu gratulieren.

Dem Festakt folgte eine Tagung, die sich mit der Zukunft der Gedenkstätte beschäftigte. Während eine ähnliche Konferenz vor fünf Jahren noch Anlass war, über eine Institutionalisierung der Gedenkstätte zu diskutieren, stand in diesem Jahr die weitere Ausgestaltung der Arbeit im Vordergrund. Insbesondere die Frage, wie das von Habbo Knoch hervorgehobene ehrenamtliche Engagement in einer sich professionalisierenden Gedenkstätte auch weiterhin seinen Platz finden kann, prägte die Diskussionen.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Lager Sandbostel stellten einige Überlegungen zum Thema vor, die im weiteren Verlauf intensiv diskutiert wurden. Carola Pliska berichtete aus der Entwicklung eines pädagogischen Konzepts an der Gedenkstätte, das die Möglichkeiten vor Ort nutze, aber auch den Bedürfnissen vor allem der Schulen Rechnung trage. Dr. Jens Binner brach eine Lanze für eine historisch-kritische Heimatgeschichtsforschung, die zugleich eine nicht zu vernachlässigende Ressource der Gedenkstättenarbeit darstelle. Sie sei es, die häufig einen direkten Zugang zu den Quellen der Umgebung finde. Dörthe Engels diskutierte in einem Werkstattbericht die Reichweiten der Quellen, die den Ausstellungsmachern zur Verfügung stehen. Anhand der Rotkreuzberichte zeigte sie Erkenntnismöglichkeiten und Grenzen auf und sprach sich für eine kritische Lesart aus, die auch immer wieder auf Lücken im historischen Wissen verweise. Dr. Andrea Genest fragte nach den Funktionen von Erinnern und Gedenken an einem Ort, der durch so unterschiedliche Nutzungen geprägt ist. Wem wird gedacht – und was wird erinnert? Neben der Frage des Umgangs mit der Vergangenheit durch die Jahrzehnte hindurch, die in der neuen Ausstellung größeren Raum einnehmen werde, rücke auch die deutsche Nachkriegsgeschichte stärker ins Bewusstsein.

Diese Tagung hat gezeigt, dass die Gründung einer institutionalisierten Gedenkstätte die Diskussionen um die Geschichte Sandbostels und ihre Bedeutung nicht bremsen muss. Im Gegenteil: Fragen nach den Schwerpunktsetzungen, der Einbeziehung der Umgebung oder auch der Bedeutung der Nachkriegsnutzungen werden engagiert aufgegriffen. Dieses Potential an kritischer Begleitung und zivilgesellschaftlichem Engagement auch im Zuge einer Professionalisierung der Gedenkstättenarbeit einzubeziehen, scheint eine lohnende, aber auch dringende Aufgabe für die nächste Zukunft zu sein.

**Dr. Andrea Genest** arbeitet seit 2011 als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Gedenkstätte Lager Sandbostel. Sie bereitete dort die Ausstellung zur Nachgeschichte des ehemaligen Lagers vor.

1 Vgl. Werner Borgsen, Klaus Volland: Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939–1945. Bremen 2010 (4. Auflage).  
2 Vgl. dazu Andreas Ehresmann: Die Neugestaltung der Dokumentations- und Gedenkstätte Lager Sandbostel, Gedenkstättenrundbrief 143 (2008), S. 14–24.

# Denkmal der Erinnerungsarbeit

HELMUTH BAUERS BUCH ÜBER DIE FRAUEN AUS RAVENSBRÜCK  
IM SACHSENHAUSENER KZ-AUSSENLAGER DAIMLER-BENZ  
GENSHAGEN BEI BERLIN

*Silvester Lechner*

Vorzustellen ist ein Riesenwerk, in vielfacher Hinsicht: in Hinsicht auf Umfang, Dauer und Intensität der Recherche; in Hinsicht auf Breite und Tiefe des Dargestellten, in Hinsicht auf die sprachlich-erzählerische wie gestalterisch-visuelle Form, und in Hinsicht auf die leidenschaftliche, gleichermaßen menschliche wie politische Botschaft.

Der Titel, »Innere Bilder wird man nicht los«, gibt die Bemerkung einer der 1100 Frauen wieder, die Anlass und Gegenstand des Buches sind und umschreibt die Langzeitwirkung seelischer Verletzungen bei KZ-Überlebenden. Latent weist der Titel aber auch auf ein zweites historisches Vermächtnis hin. Es ist das Vermächtnis der in den 1960er Jahren politisch sozialisierten ersten Nachkriegsgeneration, die sich der Bilder und Zeugnisse der Opfer ebenso angenommen hat wie der Spuren der Täter.

Das Buch ist also, wie im Vorwort Sigrid Jacobeit schreibt, eine Art Denkmal. Ein Denkmal aus mündlichen Zeugnissen, aus über 700 Abbildungen und tief gehenden historischen Analysen, ein Denkmal für diejenigen, denen es gewidmet ist, aber auch, so ist hinzuzufügen, ein Denkmal für die Zeit und die Menschen, die es errichtet haben. Und es ist ein Lehr- und Lernstück für Menschen, die sich heute und in den nächsten Jahrzehnten über zentrale Sachverhalte des Nationalsozialismus und seiner Wirkungen informieren wollen.

Helmuth Bauer, der Autor, wurde 1943 in Ulm an der Donau in einer Arbeiterfamilie geboren. Er studierte Literaturwissenschaften und promovierte 1972 bei Walter Höllerer an der TU Berlin. Nun folgte der bewusste Bruch: Bauer wurde Facharbeiter, arbeitete als Maschinenschlosser bei der Daimler Benz AG in Stuttgart-Untertürkheim und war Mitglied der gewerkschaftsoppositionellen »plakat«-Gruppe um Willi Hoss. Diese Lebensphase endete 1986 mit Bauers Kündigung. 1987 gab die Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte das »Daimler-Benz Buch. Ein Rüstungskonzern im ›Tausendjährigen Reich« heraus. Dies war eine Pioniertat auf dem Weg zu einer kritischen Konzerngeschichte. Bauer verfasste dafür das Kapitel »Daimler-Benz von Innen«, was der Ausgangspunkt des vorliegenden Werkes wurde.

Das in neun Kapitel gegliederte Buch hat drei Schwerpunkte:

- Die Schicksale von 1100 Frauen aus vielen Ländern Europas, die im Herbst 1944 ins KZ Ravensbrück verschleppt, und von dort zur Zwangsarbeit in das Sachsenhausener KZ-Außenlager Daimler-Benz Genshagen überstellt wurden.
- Das Bild und Selbstbild der Daimler-Benz AG in der NS-Zeit, unter besonderer Berücksichtigung von dessen Flugmotoren-Werk Genshagen.
- Der Prozess des Ringens um die Zeugnisse der Opfer und das Bemühen, ihnen öffentlich Gerechtigkeit widerfahren zulassen, und damit verbunden die Anstrengung, die vier Jahrzehnte währende Leugnung der Sachverhalte durch Daimler-Benz aufzubrechen und Ansätze von Entschädigung zu erreichen.

## Die Frauen im KZ-Außenlager Genshagen und ihr zentrales Zeugnis, das »Album Deportation« von Edit Bán Kiss

Das Herzstück von Bauers Buch und damit, wie er in seiner Einleitung schreibt, die wichtigste Brücke »zum ansatzweisen Verstehen des Geschehens«, sind die 30 Bilder, die die damals fast 40jährige Bildhauerin und Malerin Edit Bán unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus der Deportation in Budapest Anfang Juli 1945 gemalt hat. Die Bilder sind in hervorragender Druckqualität im Buch reproduziert, innerhalb der sorgfältig nachgezeichneten Biografie der Malerin (S. 21–147). Bei den Bildern handelt es sich um einen Zyklus meist farbiger Gouachen, der mit Bildern vom Marsch Budapester Jüdinnen zur österreichischen Grenze in der ersten Novemberhälfte 1944 beginnt und in weiteren 27 Bildern das Leben im KZ und bei der Zwangsarbeit zeigt. Die realistisch-expressiv gestalteten Frauenfiguren gehören zu den frühesten Beispielen malerischer Verarbeitung des KZ-Geschehens durch überlebende Häftlinge. Bauer versteht sie als Versuch einer Überlebenden, sich der »inneren Bilder« gebrochener Würde zu entäußern und sie so irgendwie beherrschen zu lernen. Der Freitod von Edit Kiss am 26. Oktober 1966 legt nahe, dass ihr das nicht gelungen ist. Edit Bán Kiss wurde am 21. November 1905 als jüngste der vier Töchter des bürgerlich-assimilierten jüdischen Ehepaares Rott in Budapest geboren. Sie war zunächst mit Tivadar Bán, nach der Scheidung 1946 mit Sándor Kiss verheiratet. Sie hatte in den 1920er Jahren an den Kunstakademien von Budapest und Düsseldorf insbesondere Bildhauerei studiert. 1931 konvertierte sie vom Judentum zur evangelisch-reformierten Kirche, erst die auch in Ungarn erlassenen Rassegesetze machten sie wieder zur Jüdin.

Der Besetzung Ungarns durch deutsche Truppen am 19. März 1944 folgte ab Mitte Mai die Deportation der ungarischen Juden aus der Provinz nach Auschwitz und im Spätherbst aus Budapest in die Konzentrationslager im »Altreich« und von dort »in die Außenlager der Rüstungsbetriebe« (S. 439ff). Am 22. November kamen in Ravensbrück 753 Jüdinnen aus Budapest an, von denen Anfang Dezember etwa jede Zehnte für das Motorenwerk Genshagen ausgesucht wurde, unter ihnen Edit Bán. Anfang Mai 1945 befreit, kehrte sie am 1. Juli nach Budapest zurück.

Noch vor der Einweihung ihres bildhauerischen Hauptwerks, der vier Stein-Relieftafeln an der Synagoge in Budapest-Újpest, die zu den frühesten europäischen Denkmälern für das Erinnern an den Holocaust zählen, emigrierte Edit Kiss 1948 mit ihrem zweiten Mann, zunächst nach Zürich, 1951 von dort nach Casablanca, 1956 nach Paris und 1963, nach dem Tod ihres Mannes, nach London.

Bauer hat nach Spuren der Überlebenden der 1100 Frauen aus acht Ländern Europas, die im Werk Genshagen eingesetzt waren, gesucht und vielen von ihnen mit Bil-



dern innerhalb einer großen Anthologie aus Erinnerungstexten (S. 421–571) wieder ein Gesicht gegeben. Über die Hälfte der Frauen waren Polinnen, die nach dem Warschauer Aufstand nach Ravensbrück deportiert worden sind, etwa 125 Frauen kamen aus dem französischen Widerstand (S. 658–684, die »Liste der tausend Namen«).

Ein Glücksfall für den Leser ist das Protokoll eines Gespräches vom März 1995 über die Bilder von Edit Bán Kiss. Es ist ein Gespräch zwischen drei Ravensbrück-Überlebenden, nämlich den Französinen Germaine Tillion und Anise Postel-Vinay, – beide haben bedeutende Werke zu Ravensbrück geschrieben – sowie der jüdischen Ungarin Ágnes Bartha (S. 159–185). Ágnes Galambos Bartha, 17 Jahre jünger als Edit Kiss und mit ihr aus Budapest deportiert, wurde im Lager zur Freundin und Lebensretterin. Sie hat alle Situationen auf den Bildern mit Edit gemeinsam durchlebt. Sie lebt heute, fast 90-jährig, in Budapest und war seit 1992 eine Leitfigur auf Bauers Forschungswegen (S. 149–193).

Neben den Interviews mit Ágnes Bartha und einigen Dutzend überlebenden Häftlingen stehen herausragend die Persönlichkeit und die Erinnerungen von Frieda (Friedel) Franz Malter (1902–2001) (S. 195–247). Als Arbeiterkind in Breslau aufgewachsen, trat sie 1927 in die KPD ein und wurde 1932 Abgeordnete im Preußischen Landtag. Sie war zwischen 1933 und 1945 fünf Jahre und neun Monate in Zuchthäusern und KZs. Im Sommer 1944 kam sie ins KZ Ravensbrück. Ab Dezember dieses Jahres war sie dann im »Schreibdienst« der Genshagener Halle 24, in der die Frauen Motoren montierten und in den Kellern unterm Hallenboden schliefen. Dort gelang es ihr, Edit Bán Kiss mit der Identität einer Verstorbenen zu versehen und sie so vor der Ermordung zu retten. Sie bewahrte über die Jahre hinweg wesentliche Dokumente von ihr auf, die Bauer 1990 zum Einstieg in die Suche nach Edit Kiss verhalfen. Nach dem Krieg folgte für Friedel Malter bis zum Ruhestand eine politische Laufbahn in der DDR.

### **Die Daimler-Benz AG im »Dritten Reich« und das Werk Genshagen – Bild und Selbstbild**

Für die Fahrzeug- und Motorenhersteller »Daimler-Motoren-Gesellschaft« und Benz & Cie (Fusion 1926) bedeutete der Erste Weltkrieg einen gewaltigen Schub in Produktion und Produktivität und die anschließende Niederlage deren Einbruch (S. 249ff). Adolf Hitler und seine Partei nutzten bereits ab 1923 die Automobile von Benz und Daimler. Sie wurden von Heinrich Hofmann wirkungsvoll ins Bild gesetzt, als »eine Art Feldherrnhügel« in der Menschenmasse zur Selbstinszenierung Hitlers. Ab 1931 fährt Hitler auf seinen Wahlkampftouren durch Deutschland im »Großen Mercedes«, in dem sich auch Wilhelm II. im Exil präsentierte. Setzte der Konzern schon lange vor 1933 auf die »Karte Hitler«, so wird mit der Machtübernahme in der öffentlichen Selbstdarstellung eine Symbiose von Hakenkreuz und Mercedes-Stern erreicht. Auf den Reichsparteitagen in Nürnberg beispielsweise war »der Dreizackstern neben dem Hakenkreuz das einzige zugelassene Symbol« (S. 269f). All dies ist an Hand zahlloser Bildquellen aus dem Daimler-Archiv hervorragend dokumentiert.

Stammten schon im Ersten Weltkrieg über 90% aller Flugmotoren der Luftwaffe von Daimler und Benz (S. 308), so empfahl sich die Daimler-Benz AG bereits 1934 dem Reichsluftfahrtministerium mit dem Vorhaben, »das kriegswichtigste Motorenwerk Deutschlands« zu bauen. (S. 312) Ab November 1935 wurden Aufbau und Einrichtung eines neuen Flugmotoren-Werkes in der Genshagener Heide bei Ludwigsfelde, 25 km



südlich von Berlin, umgesetzt. Farbige Schaubilder zeigen: 1937 produzierten dort 5158 Männer und 279 Frauen 428 Motoren, 1939 waren es 6860 Mitarbeiter und 2249 Motoren (S. 323ff). Ab Juli 1940 erreichte die Produktion angesichts des Luftkriegs über England und der beginnenden Planungen eines Luftkriegs im Rahmen des »Ostfeldzugs« völlig neue Dimensionen. Für 1944 wurde eine Stückzahl von 1000 Motoren pro Monat projiziert und erreicht.

Nachdem ein großer Teil der deutschen Arbeiter zur Wehrmacht eingezogen worden war, wurden ab 1941 auch in Genshagen Tausende Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus vielen Teilen Europas, ab Juni 1942 vor allem aus der Sowjetunion, eingesetzt (S. 345). Das 1986 geführte Interview mit dem sowjetischen Zwangsarbeiter Simon Guljakin und die damit verbundene Frage nach Entschädigung wurde die Grundlage aller weiteren Recherchen zur Situation im Werk (S. 305ff). Ab 1942 kam es – in der Perspektive des Konzerns und seiner Produktionsvorgaben – zu einer Art »Normalisierung« des Systems der nunmehr KZ-ähnlichen Zwangsarbeit und ab September 1944 über das KZ Ravensbrück zum Einsatz derjenigen, die im Mittelpunkt des Buches stehen. Mitte April 1945 wurde das Lager nach Sachsenhausen evakuiert, die Gefangenen wurden auf tödliche Fußmärsche geschickt. Am 22. April besetzte die Rote Armee das Werksgelände.

Schon 1943 erkannte die Firmenleitung der Daimler-Benz AG, dass der Krieg verloren war und bereitete mit erheblichen Kapitalrücklagen einen Neustart »im Westen« nach Kriegsende (S. 299ff) vor. Nachdem die DDR einige Jahrzehnte lang das Gelände für ihr »Industriekombinat Fahrzeugbau« (IFA) genutzt hatte, zog nach 1990 wieder die Daimler-Benz AG in der Umgebung ein und plante »das modernste Lkw-Werk Europas mit 4000 Arbeitsplätzen« (S. 579ff), das jedoch nicht realisiert wurde. Heute montiert die Daimler AG auf einem Teil des früheren Genshagener Werksgeländes mit etwa 2000 Mitarbeitern leichte Lastwagen und Transporter.

### Der Prozess des Erinnerns und Vergegenwärtigens, Dokumentierens und Weitergebens

Entsprechend der Gründungsgeschichte der Bundesrepublik tat sich die Daimler-Benz AG deutlich leichter damit, nach dem Fall der Mauer sofort wieder eine riesige Produktionsstätte zu planen als zu reflektieren, auf welchem Boden des Unrechts das geschah. Bauer zitiert im Anhang (S. 687ff) aus einem 1981 nur intern verbreiteten Buch, das bei einem »Betriebsleiterabend« im Stammwerk Untertürkheim, an dem alle Chefs präsent waren, vorgestellt wurde. Darin werden die Leistung des 1937 errichteten Werkes und insgesamt der »Genshagener Geist« gefeiert, die Zwangsarbeit wird jedoch nicht erwähnt. Noch 1983 ist Ulrich Herbert bei der Recherche zu seinem grundlegenden Buch »Fremdarbeiter« beschieden worden, dass es dazu keine Unterlagen im Daim-



»Travail à l'usine«  
(»Fabrikarbeit«),  
von Edit Bán Kiss

ler-Archiv gäbe (S. 292). Als 1986 das 100-jährige Jubiläum von Daimler und Benz grandios begangen wurde, begann der Kampf um die gesamte Geschichte des Konzerns, unter Helmuth Bauers leidenschaftlicher Mitwirkung (S. 573ff). Es ging darum, in die Schattenseiten des glorreichen Mercedes-Sterns Licht zu bringen.

Und der Konzern reagierte: Er öffnete das Werksarchiv, ließ 1994 die »Zwangsarbeit bei Daimler-Benz« wissenschaftlich korrekt aufarbeiten und finanzierte von da an auch Begegnungsprogramme mit Frauen von Genshagen in Ravensbrück. Er beteiligte sich wegweisend an Entschädigungszahlungen für Zwangsarbeiter über die Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«. Und schließlich gab er auch für verschiedene Filme, Ausstellungen, Publikationen von Bauer, bis hin zur vorliegenden, finanzielle Zuschüsse. 1994, anlässlich des 50. Jahrestages der Deportationen, kam es auf Initiative von Bauer zu einer ersten Einladung der Überlebenden durch die KZ-Gedenkstätte Ravensbrück und deren Leiterin Sigrid Jacobeit. Dieser Einladung folgten weitere bis hin zum 60. Jahrestag der Befreiung 2005.

Bauer dokumentiert beinahe auf allen Seiten seines Buches diesen Prozess einer Wiederannäherung an das historische Geschehen: bei den Frauen selbst und ihren Angehörigen, beim Daimler-Benz-Konzern und manchem Manager, bei sich selbst und schließlich bei den deutschen Nachgeborenen aus der Enkel- und Urenkel-Generation (573–649). Begegnungen und Filmprojekte mit Berliner Jugendlichen illustrieren den vielleicht wichtigsten Antrieb für das Buch, den pädagogischen: das Vergangene, auch nach dem »Abschied von den Zeitzeugen« (13), nicht vergessen zu lassen, zur Wahrung der Würde der Opfer, aber auch zur Wahrung der Würde des Landes, in dem all dies geschehen konnte.

**Dr. Silvester Lechner** war bis zu seiner Berentung 2009 langjähriger Leiter des Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg e.V. KZ-Gedenkstätte.

Buchtitel mit dem Bild  
Nr. 11 aus dem »Album  
Deportation« von  
Edit Bán Kiss auf einem  
Foto von Henning  
Langenheim, 1997



Information, Film-Verleih,  
Veranstaltungen, Wanderausstellung  
Edit Kiss: [helmuth.bauer@web.de](mailto:helmuth.bauer@web.de)

*Helmuth Bauer*  
*Innere Bilder wird man nicht los*  
*Die Frauen im KZ-Außenlager*  
*Daimler-Benz Genshagen,*  
*Berlin (Metropol) 2011*  
*(= Schriftenreihe der Stiftung*  
*Brandenburgische Gedenkstätten,*  
*Band 30) 704 S., 723 Abb., € 39,90*